



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Mathilde Möhring.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Theodor Fontane.

Hugo wußte nicht recht, ob er froh oder verstimmt sein sollte. So schwach war er nicht, um nicht einzusehen, daß Thilde mit ihm machte, was sie wollte, und so uneinsichtig war er nicht, daß er das sehr Unheldische seiner Situation nicht herausgeföhlt hätte. Aber das waren nur kurze Anwandlungen. Eigentlich war er ganz froh, daß jemand da war, der ihn nach links oder nach rechts dirigierte, wie's gerade paßte. Daß es gut gemeint war, und daß er dabei vorwärtskam, empfand er jeden Augenblick, und was ihm über gelegentliche Mißstimmungen am besten forthat, war die Beobachtung der Methode, nach der Thilde mit ihm verfuhr. In seinem ästhetischen Sinn, der sich an Feinesse erfreuen konnte, sah er diese Methode mit einem gewissen künstlerischen Behagen und freute sich der Erleichterung, die das pädagogische Verfahren ihm unmittelbar gewährte.

Es stand nämlich für Thilde fest, daß sie sich hüten müsse, seiner Tragfähigkeit mehr zuzumuten, als diese doch nur schwache Kraft beim besten Willen leisten konnte, weshalb sie mit Klugheit und Geschick für Unterbrechungen Sorge trug. Wenn das Examinieren, das sie nach Möglichkeit in ein quides Frage- und Antwortspiel verwandelte, bedrücklich zu werden anfing und sich bei Hugo etwas von Ermüdung zeigte, so brachte sie ein Glas Tee oder Rotwein oder eine Ingwertüte, und während sie ihm daraus präsentierte und auch wohl selbst ein Stückchen nahm und von den Molukken sprach, wo der Ingwer am besten eingemacht würde, und wo sie von China her (oder vielleicht würden sie auch nachgemacht) die großen blaugeblühten Porzellanfrüge hätten, glitt sie zu Tagesfragen über und las ihm von Christenverfolgungen in China vor oder von den Franzosen in Anam oder Tonkin oder von dem Krieg, den die Holländer mit den Eingeborenen führen müßten. Die Japaner seien den Chinesen doch weit voraus, und ein Volk, das solche Naturbeobachtung habe und solche Blumen und solche Vögel machen könne, das bedeute doch eine allerhöchste Kultur, was man von jedem Teebrett absehen könne. Dabei wollte sie noch nicht einmal von dem Lack sprechen, der doch auch unerreicht dasiehe.

So war Thilde groß in Übergängen, und wenn sie betart mit Hilfe der Zeitung bei den Molukken und Japanern begonnen hatte, war es ihr ein leichtes, sich bis zu Kroll und der Sembrich und sogar bis zu Rybinski zurückzufinden, und wenn sie dann noch was Pitantes, das sie eigens

für Hugo sammelte, zum besten gegeben und ihn erfrischt hatte, sagte sie: „Nun aber: Bricht Verkauf Miete oder nicht?“

Und Hugo ging dann mit wiedergewonnener Kraft ins Feuer und antwortete mitunter so gut, daß Thilde ihre heimliche Freude daran hatte.

Die alte Möhring war immer dabei, schon weil sie nicht wußte, wo sie anders hinsollte. So kam Ende Januar heran, und als eines Abends Hugo um die zehnte Stunde das Zimmer verlassen und Thilde die Gläser und Tassen auf die Seite geräumt hatte, sagte die Alte, während sie sich auf eine Fußbank und mit dem Rücken gegen den Ofen setzte: „Sag mal, Thilde, lernt er denn gut?“

„Oh, ganz gut, Mutter; eigentlich viel besser, als ich dachte.“

„Ja, ja, das kommt mir auch so vor, und er is auch ein bißchen viviger, als er eigentlich is. Aber du kommst immer mit so viel dazwischen.“

„Wie denn dazwischen?“

„Gott, mit so viel vom Theater und von Bella. Mir is, was so dazwischen kommt, immer das liebste. Und wenn gar nichts dazwischen käme, so ging ich auch zu Bett. Aber es is doch wohl nich richtig, daß immer so viel zwischen kommt.“

Thilde lachte. „Doch, Mutter, es ist ganz richtig so. Sieh mal, es ist so. Wenn ich heut noch nach Spandau gehen soll, na, dann zieh ich mir einen Gummimantel über und nehme den Regenschirm und staple los. Und in Charlottenburg lehne ich mich mal an und seh' nach, was die Uhr ist, und um zwölf bin ich in Spandau, und um vier bin ich wieder hier und bringe dir deinen Kaffee.“

„Ja, Thilde, das glaub' ich schon, aber was meinst du nun eigentlich?“

„Und nimm mal an, daß du gehen solltest. Auch nach Spandau. Na — bis vors Brandenburger Tor kommst du in einem Zug. Und dann setzt du dich auf die erste Bank, und wenn du dich ausgeruht hast, dann kommst du bis an den Kleinen Stern und dann bis an den Großen Stern, dann bis an die Chausseehäuser, und überall ist eine Bank, und überall kannst du dich ausruhen, und so kommst du endlich nach Spandau. Sagen wir: gegen Abend. Aber du kommst doch an. Und ohne Ruhebank wärs du liegen geblieben und gar nicht angekommen.“

„Ja so, nu versteh ich. Ohne die Bank kommt er nicht an. Na, wenn er bloß ankommt.“
 „Er wird schon“, sagte Thilde.

Und richtig, er kam an. Hugo bestand. Er hatte zwar nur das Notdürftige gewußt, es aber trotzdem erzwungen: dasitzend wie Huh auf dem Konzil zu Konstanz, ernst, schwärmerisch und bescheiden, halb tapfer und halb angstvoll. Diese seine Haltung war es gewesen, die schließlich alles zum guten geführt hatte. Seine Persönlichkeit hatte gesiegt. Einer der Herren Examinatoren nahm ihn beiseite und sagte: „Lieber Großmann, es war alles gut. Ich gratuliere Ihnen.“

In einem merkwürdigen Seelenzustand, gehoben und doch auch gedrückt — gedrückt, weil er an die Zukunft dachte — kam er nach Haus und sah sich dieser Stimmung erst enthoben, als er hier Mutter und Tochter begegnete. Thilde, deren Auge leuchtete, blieb verhältnismäßig ruhig, nicht so die Alte, von der geküßt zu werden er nur mit genauer Not im letzten Augenblick durch Rückzug in sein Zimmer vermeiden konnte. Mutter Mähring war das nicht recht, und weil sie das Bedürfnis der Aussprache hatte, mußte nun Thilde alles mit anhören, was der Alten auf der Seele brannte.

„Gott sei Dank, Thilde, nun kann man doch wieder ruhig schlafen und weiß auch, was aus einem wird. Denn gut ist er doch eigentlich und wird eine alte Frau nicht umkommen lassen . . .“

Hugo schrieb Briefe nach Haus. Auch ein paar Zeilen an Rybinski, um ihn wissen zu lassen, daß alles gut abgelaufen sei.

Als er gegen sieben wieder hinüberging, fand er ein kleines Souper vor, das Thilde samt einer Flasche Rudesheimer (mit einer aufgeklebten Rheinlandschaft als Beweis der Echtheit) aus einem benachbarten großen Restaurant herübergeholt hatte. Das Aufmerksamkeits, das darin lag, und beinahe mehr noch der gute Geschmack, mit dem alles arrangiert worden war, blieben nicht ohne Wirkung auf Hugo, der sich plötzlich von dem Gefühl ergriffen sah, doch vielleicht in seinem dunklen Drang das Rechte getroffen zu haben. Gewiß, es waren einfache Menschen und etwas unter seinem Stand, aber doch gut und ordentlich zuverlässig. Und alles andere war ja nur Schein und Platttheit. Und er reichete über den Tisch hin Thilden die Hand, womit er sagen wollte: Wir verstehen uns!

Dann ließ er sich's schmecken, und als er den wiederholten Widerstand der alten Mähring, die jedesmal die Hand über das Glas hielt, endlich besiegt und auch ihr von dem goldklaren Wein eingesehen hatte, verstieg er sich bis zu einem launigen Toast, darin er die gute Mähring mit dem guten Examinator verglich und die beiden im Verein leben ließ. Nach Tisch brachte Thilde den Kaffee, der zu Ehren des Tags von einer Extrastärke war.

Und nun mußte sich Hugo in einen Großvaterstuhl setzen und genau berichten, wie es eigentlich gewesen wäre. Ja, Thilde fragte sogar, ob er auch nicht zu sicher geantwortet hätte. Sie habe mal gehört, das könnten die Herren nicht leiden. Hugo beruhigte sie hierüber, und als alles erzählt und im Vorbeigehen auch erwähnt war, daß er gleich an seine Mutter und Schwester nach Dwinck geschrieben habe, kam er überhaupt auf Dwinck und seine Jugend und sein Elternhaus zu sprechen, und welsch' forsches Leben sie da geführt hätten. Bürgermeister und Apotheker und Rechtsanwälte, die lebten immer am forschesten, weil sie das meiste Geld hätten, und eigentlich sei solch kleinstädtisches Leben viel vergnüglicher als ein Leben in der großen Stadt, und immer sei was los, und wenn sie nicht Skat spielten, so spielten sie Theater, und wenn nicht Ball wäre, so wäre Schlittenbahn, und dann bimmelte das Schellengeläute den ganzen Nachmittag, und die Schneeflöden flögen, und die hübschen Frauen (denn in den kleinen Städten gäbe es immer hübsche Frauen) hätten die Hand im Muff und, wenn es sehr kalt wäre, auch die Hand von ihrem Partner.

„Tott,“ sagte die alte Mähring, „was heißt Partner? Wo sind denn die richtigen Männer, die dazu gehören?“

„Die sind in einem andern Schlitten.“

Hugo plauderte noch so weiter, und es gelang ihm, auch Thilden ein kleines Lächeln abzugewinnen. Die Moralia der Dwincker waren ihr um so weniger ängstlich, als sie sich überzeugt hielt, daß ihres Bräutigams Hand nie in solchem Muff gesteckt hatte. Hugo malte nur gern so was aus, weil er es hübsch fand, aber es lag nicht in ihm, solche Bilder in Worten umzusetzen. All das wußte Thilde recht gut, die denn auch, statt sich mit Eiferfucht zu quälen, aus Hugos Schilderung des Dwincker Lebens nur das heraushörte, was sie für ihre eigenen Pläne brauchen konnte. Was immer in ihr festgestanden hatte, daß Hugo in eine kleine Stadt und nicht in eine große gehöre, das war ihr jetzt klarer denn je zuvor.

Hugo selbst zog sich früh zurück, denn wenn auch siegreich, war es doch ein heißer Tag gewesen. Aber er mochte noch nicht schlafen und ging auf und ab in seinem Zimmer. Alles in allem war ihm nicht sehr siegerhaft zumute. Er war Referendar, alles ganz gut, aber nun blieb noch der Assessor, und wenn er daran dachte, daß diese zweite Wehlgälfte notorisch viel, viel freier sei, so überkam ihn das gleiche Angstgefühl wieder, das er schon auf dem Heimweg von der Examinationsstätte bis zur Georgenstraße gehabt hatte. Mit Thilde war nicht zu spaßen. Und er rechnete mit halber Bestimmtheit darauf, daß sie vielleicht morgen schon das am Neujahrstag mit ihm geführte Gespräch wiederholen und ihm zum zweitenmal die Leviten lesen würde, vielleicht wieder unter Bewilligung einer Ferienwoche. Dann nahm das Repetieren bei Tag und das Frag- und Antwortspiel bei Abend wieder von neuem seinen Anfang, und davor erschrak er und zweifelte, daß er's überwinden werde. Vielleicht wäre es besser gewesen, er wäre durchgefallen, dann wäre die ganze Quälerei vorbei. Verlobt war er freilich, aber doch erst ein Viertelsjahr. Das wollte nicht viel sagen. Und am Ende — mußte es denn gerade die Jurisferei sein, die so gar nicht zu ihm paßte, weil alles so steif und hölzern war? Rybinski lebte doch auch! Und wenn er auf der Posener Bahn fuhr — dessen entsann er sich jetzt mit Vorliebe — und an den kleinen Stationen vorüberkam, wo das Bahnhofsgelände halb im wilden Wein lag und der Bahnhofsvorstand mit seiner roten Mütze den Zug abschritt, während eine junge Frau mit einem Blondkopf neben sich halb neugierig und halb gelangweilt aus dem Fenster der kleinen Bel-etage sah, Gott, da war ihm schon manch liebes Mal der Gedanke gekommen: ja, warum nicht Bahnhofsvorstand? Und dieser Gedanke kam ihm wieder, und wenn nicht Bahnhofsvorstand, warum nicht Schuppeninspizient oder Telegraphist? Das bißchen Lippen mußte sich doch am Ende lernen lassen, und mitunter kam auch mal ein interessantes Telegramm, und man kriegte Einsicht in allerlei.

Diesen Betrachtungen hingegeben, wurde er ruhiger. Aber am andern Morgen war die alte Sorge wieder da, und er war verlegen, als ihm Thilde seinen Kaffee, den er immer noch allein nahm, in sein Zimmer brachte.

„Guten Morgen, Hugo. Sieh bloß, wie prächtig die Sonne heut scheint, das ist dir zu Ehren! Und es ist auch warm draußen. Du solltest spazieren gehen und dich nach all den Strapazen ein bißchen erholen. Denn wenn einer auch noch so tapfer ist“ — und sie lächelte dabei — „vor einem Examen hat doch jeder Furcht. Gehen macht wieder frisch, und vielleicht bringst du uns ein paar Neuigkeiten mit. Die Tochter der Luise ist ja wohl nicht mehr da, sonst ließe sich drüber reden, und wir könnten vielleicht hingehen . . . Heut vormittag muß ich in die Stadt. Soll ich dir etwas mitbringen, oder hast du vielleicht auf etwas Appetit, mein lieber, alter Mensch, du? Du bist mir doch recht blaß geworden!“

Und dabei gab sie ihm einen Kuß mit ihren schmalen Lippen und nickte ihm dann im Hinausgehen von der Tür herüber nochmal freundlich zu.

Merkwürdiges Mädchen! dachte Hugo, so gut und so tüchtig. Aber Küssen ist nicht ihre Force . . . Nun, man kann nicht alles verlangen, und jedenfalls bin ich froh, daß sie nicht gleich wieder davon angefangen hat. Es wird wohl nur eine Galgenfrist gewesen sein, aber wie viele Tage hat denn das Leben, und ein Tag ist schon immer was.

Hugos Befürchtungen schienen sich nicht erfüllen zu sollen, das Examen war Ende März gewesen, und schon war es Mitte April, ohne daß Thilde von Asefforexamen und Vorbereitung dazu gesprochen hatte. Sie ließ es gehen, war voll kleiner Aufmerksamkeiten, unter denen Stückevorlesen aus kleinbedruckten Neclameheften obenan stand, und hatte sich nur darin geändert, daß sie minder häuslich schien als früher und jeden Vormittag ein paar Stunden in der Stadt verbrachte.

Hugo selbst kümmerte sich nicht darum und auch kaum die Alte, bis diese eines Tags sagte: „Thilde, du bist jetzt immer gerade weg, wenn die Auntschen kommt und reinemacht. Ich will ja nichts sagen, aber sie rennt immer gegen, weil sie nichts sehen kann, und schlägt alles entzwei. Heute wieder die grüne Lampenglocke.“

„Ja, das ist schlimm, Mutter . . .“

„Wo gehst du denn eigentlich immer hin?“

„Lesehallen für Frauen, Mutter.“

„Na, und da?“

„Da lese ich Zeitungen.“

„Aber Hugo kriegt doch jeden Tag eine!“

„Freilich, aber eine ist nicht genug, ich brauche viele.“

„Na, wenn du meinst — für mich wär' es nichts.“

Und dabei blieb es. Die Alte kam nicht wieder darauf zurück, bis eine Woche später diese halb geheimnisvolle Zeitungsferei auch ohne weitere Frage ihre Erklärung fand.

Es war ein Sonntag, an welchem Tag die Lesehalle nur von elf bis eins auf war, und um halb zwei war Thilde wieder zu Hause.

„Guten Tag, Mutter. Es riecht ein bißchen nach verbrannt. Du hast wohl nicht recht nachgesehen?“

„Doch, Thilde, jetzt eben. Und da habe ich es auch gleich gemerkt und habe ein paar Kohlen rausgenommen und habe auch aufgeblasen. Und geärgert habe ich mich auch, denn es kostet ja so viel, aber ich konnte nicht eher rausgehen, weil die Schmädicke hier war.“

„Na, die hätt' auch wegbleiben können! Die Schmädicke bedeutet nie was Gutes und kommt immer bloß aus Neugier oder aus Boshaftigkeit und um einem armen Menschen einen Floh ins Ohr zu setzen.“

„Ach, Thilde, da tußt du ihr aber unrecht, wenigstens heut'. Sie kam bloß, um uns zu gratulieren von wegen Hugos Examen, und wenn denn nu' Hochzeit sei . . .“

„Und da hast du gesagt, noch lange nicht, nicht wahr? Kann ich mir denken. Denn du bist ewig in einer Todesangst und glaubst immer noch, es wird nichts werden, und alles ist umsonst gewesen und alles für nichts ausgegeben. Das ist immer deine Hauptangst, und wenn du deine Angste kriegst, dann machst du dich klein und jämmerlich und auch vor solcher Person wie dieser Schmädicke, dieser spitznasigen Posamentierswitwe.“

„Nein, Thilde, das hab' ich nich gesagt. Ich habe nich gesagt noch lange nicht. Ich habe bloß gesagt, ich wüß' es nich, aber du täteßt mitunter so, als ob es wohl bald losgehen würde.“

„Und da, was sagte sie da?“

„Nu, da sagte sie: ‚Ja, liebe Frau Mährling, manche haben Courage. Referendar is nich viel un eigentlich bloß ein Anfang. Aber aller Anfang is schwer, un ich kann man sagen, es is immer etwas, un Minister wird er ja wohl nich werden wollen. Oder am Ende vielleicht doch. Zott, wenn ich mir denn Thilden denke . . .‘“

„Das sagte sie?“

„Ja, Thilde, so was war es.“

„Unverschämte Person. Und dumm dazu. Aber sie wird sich wundern, wenn wir ihr die Hochzeitsanzeige schicken.“

„Ach, Thilde, rede doch nicht so was. Wenn man so was red't, denn hered't man's, un es wird nie was. Aber es hat doch schon so viel gekostet, un ich weiß mitunter gar nich, wo's herkommt.“

„Ja, Mutter,“ lachte Thilde, „ich kann eben heren.“

„Zott, Kind, nu red't du auch noch so. Wenn man den Teufel ruft, ist er da. Und zum Spaß darfst du doch so was nicht sagen in einer so ernsthaften Sache. Vater sagte auch immer: ‚Ja, die Leute glauben, es is ein Vergnügen. — Aber es is kein Vergnügen, un der Hochzeitstag is der ernsthafteste Tag, un manche, die sich nich recht trauen, sehen auch schon so aus.‘ Und nu sprichst du von Heren und tußt, als ob alles schon da wäre, und als ob es zu Johanni losginge.“

„Geht es auch, Mutter.“

„Ja, aber Thilde, das fährt mir ja in alle Glieder! Denn du stehst ja so da, wie wenn du alles schon in der Tasche hättest.“

„Habe ich auch“, und dabei holte Thilde einen halben, zweimal zusammengefalteten Konzeptbogen aus der Tasche, schlug ihn auseinander und sagte: „Nun lies mal, Mutter.“

„Ach, wie kann ich denn lesen, und alles mit Kleifist geschrieben, und ohne Brille . . .“

„Nun, dann hör' zu, dann will ich lesen.“

Und Thilde las: „Qualifizierte Personen . . . Versteht du, Mutter?“

„O, ganz gut, lies nur weiter.“

„Qualifizierte Personen, das heißt Personen, die mindestens das erste juristische Staatsexamen bestanden haben und darüber vollgültige Zeugnisse vorlegen können, werden bei Geneigtheit hierdurch aufgefordert, sich um die Bürgermeisterstelle unserer Stadt zu bewerben. Gehalt 3000 Mark bei freier Wohnung und einigen andern Emolumenten. Aspiranten werden erucht, ihre Zeugnisse einzusenden, wenn sie nicht vorziehen, sich den Unterzeichneten gleich persönlich vorzustellen.“

Magistrat und Stadtverordnete zu Woldenstein, Westpreußen.“

Die Alte war an die Chaiselongue gegangen und ließ sich darauf nieder, was sie sonst immer vermied, namentlich seit das Wertstück durch Hugos fünfwöchige Krankheit etwas gelitten hatte.

„Zott, Thilde, is es denn möglich? Du bist doch ein und aus. Von Heren rede ich nich, denn fliegt es wieder weg. Aber hat er denn die Stelle schon? Es gibt ja doch wohl so viele. Und wenn er auch ein sehr schöner Mann ist und den Augenaufschlag hat, daß man gleich denkt: Nun ließt er die Sonntagsepistel — ja, ich denke mir, es gibt so viele so. Und manche sind fixer wie er und schnappen es ihm weg . . .“

„Das laß nur gut sein, in Firigkeit soll ihm diesmal keiner übersein. Er muß noch heut weg mit dem Nachtzug. Woldenstein liegt eine Stunde von der Bahn, und ein Omnibus wird doch wohl dasein. Um fünf ist er auf der Station und um sechs in Woldenstein in Westpreußen. Ein Gasthof zum ‚Goldenen Aoh‘ oder so irgendetwas wird doch wohl dasein, ich denke mir, dem Rathaus gerade gegenüber, und da kann er bis zehn Uhr schlafen. Denn ausschlafen muß er erst, sonst ist er nicht zu brauchen. Und dann frühstückt er und macht sich fein, und um Schlag zwölf tritt er an und macht seine Verbeugung. Und ich will nicht Thilde heißen, wenn sie nicht gleich alle sagen: Natürlich, der muß es werden. Und der Reid von der alten Schmädicke hilft auch noch, und den Tag nach Johanni hat sie die Anzeige.“

Frau Schmädicke kriegte wirklich die Anzeige, denn alles kam genau so, wie Thilde vorausgesagt hatte, und am Johannistag konnte die Hochzeit in einem ganz kleinen Saal des Englischen Hauses gefeiert werden. Pastor Hartleben, der getraut hatte, ließ sich bewegen, auch dem kleinen Festmahl

beizuwohnen, und hielt eine gefühlvolle humoristische Rede, die besser war als die Traureden in der Kirche. Er sah der Braut gegenüber zwischen Hugos Mutter und Schwester, die von Dwinsk herübergekommen waren mit noch zwei Cousinen, von denen jede mal auf Hugo gerechnet hatte. Da sie beide aber halb polnisch und sehr hübsch waren, so verschlug es ihnen nicht viel, und als die Feierlichkeit überwunden war, tranken sie Hugo zu, gaben ihm einen Ruhmentuß, der so laut klang, wie wenn man ein Baumblatt auf der hohlen Hand zerklappt, und sagten unter lebenswürdiger Drohung gegen die Braut, alte Liebe roste nicht, was alles von Hilde mit großer Seelenruhe hingenommen wurde. Hugos Vergangenheit beunruhigte sie wenig. Viel konnte es nicht gewesen sein, und noch weniger beunruhigte sie die Zukunft. Außerdem waren es 15 Meilen von Dwinsk bis Woldenstein!

Beim Kaffee setzten sich die beiden Polimen neben Pastor Hartleben, der sich von dem katholischen Leben in Dwinsk erzählen ließ und schmunzelnd zuhörte, als die katholische Geistlichkeit und zum Schluß auch der evangelische Geistliche durch die Hefel beider hübscher Mädchen hindurchmußte.

Rybinski war auch dagewesen mit einer neuen Braut, von der er behauptete, diesmal sei es ernsthaft.

„Wirklich?“ hatte Hugo zweifelnd gefragt.

„Ja! Sie ist Tragödin.“

Die Schmädike sah neben der alten Mörzing und sprach viel von dem Hochzeitsgeschenk, das sie zum Volterabend, der aber ausfiel, geschenkt hatte. Es war eine rosafarbene Ampel an drei Ketten. Die Schmädike war sehr geizig.

„Ich habe es mir lange überlegt, was wohl das Beste wäre, da mußte ich dran denken, wie dufter es war, als Schmädike kam. Ich kann wohl sagen, es war ein furchtbarer Augenblick und hatte so was, wie wenn ein Verbrecher schleicht. Und Schmädike war doch so unbescholten, wie nur einer sein kann. Und seitdem, wenn 'ne Hochzeit ist, schenk ich so was. Zu viel Licht ist auch nicht gut, aber so gedämpft, da geht es.“

Die alte Mörzing nickte mit dem Kopf, schwieg aber, denn sie hatte sich über die Ampel geärgert.

Noch am selben Abend reiste das junge Paar ab, und zwar gleich nach Woldenstein. Weil sie aber vorhatten, die erste Nacht in Küstrin und die zweite Nacht in Bromberg zuzubringen, so nannten sie diese Fahrt doch ihre Hochzeitsreise, ja, Hugo tat sich etwas darauf zugute.

„Ich finde es nicht in der Ordnung, daß es immer Dresden und die Brückische Terrasse sein muß oder gar der Zwinger. In Küstrin wollen wir uns am andern Morgen das Gefängnis des Kronprinzen Friedrich ansehen und die Stelle, wo Katte hingerichtet wurde. Das scheint mir passender als der Zwinger.“

Hilde war mit allem einverstanden gewesen. Küstrin war Etappe nach Woldenstein, und daß Woldenstein baldmöglichst erreicht wurde, nur darauf kam es ihr an. Am 26. mittags waren sie da. Sie bezogen die Wohnung, die schon der vorige Bürgermeister innegehabt und die Hugos Mutter und Schwester von Dwinsk aus eingerichtet hatten teils mit einigen alten Sachen aus dem Dwinsker Elternhaus, teils mit neu angeschafften Möbeln und Stoffen, die sämtlich in Woldenstein gekauft waren.

„Es wird wohl teuer sein und nicht viel taugen,“ hatte Hilde gesagt, „aber es bringt sich wieder ein. Wir müssen uns beliebt machen. Woldenstein ist jetzt die Karte, darauf wir setzen müssen.“

Am 1. Juli wurde Hugo eingeführt und eroberte sich gleich die Herzen durch eine Ansprache, die er hielt. Er sei ein halber Landsmann und habe von Jugend an der Überzeugung festgehalten, daß die wahre Kraft des Landes in den östlichen Provinzen liege. Von daher habe die Monarchie ihren Namen, aus Königsberg stamme das preussische Königtum, und wenn Woldenstein auch nicht bestimmt sei, derart in die Geschichte des Landes einzugreifen, so sei auch das Kleinste groß genug, durch Pflichterfüllung und durch Festhalten an den

alten preussischen Tugenden vorbildlich zu wirken und dem Land eine Ehre und Sr. Majestät dem König eine Freude zu sein.

An dieser Stelle wurde Beifall laut, denn Woldenstein wählte konservativ. Aber Hugo, der gut sah, hatte doch das spöttische Lächeln bemerkt, mit der eine kleine Gruppe seiner Zuhörer diese patriotische Wendung begleitete, weshalb er hinzufügte: „Sr. Majestät dem König, der ein Hort der Verfassung ist, zu der wir alle stehen mit Leib und Leben.“

Der Schluß dieser Rede hatte so gut gewirkt, daß die Firma Silberstein & Chrenthal ein Ständchen für den neuen Bürgermeister veranlaßte, das ihm auch am selben Abend noch gebracht wurde. Die Konservativen schlossen sich aus, aber nicht aus Demonstration gegen Hugo, sondern nur aus Demonstration gegen die fortschrittliche Firma.

Die nächsten Tage waren etwas unruhig. Hugo hatte Besuche in der Stadt und auch in der Umgegend zu machen, namentlich beim Landrat, der in Berlin persona gratissima war, und mit dem er gleich entschlossen war, sich gut zu stellen. Dies war nicht ganz leicht, da ihm das Ständchen höhern Orts doch Anstoß erregt hatte. Hilde aber meinte: „Das tut nichts. Kommt auch nicht an einem Tag erbaut worden. Gut Ding will Weile.“

Sie richtete zunächst ihre Aufmerksamkeit auf die Einrichtung des Hauses und vervollständigte sie durch allerhand kleine Einkäufe. Am dritten Tag nach ihrer Ankunft trafen auch noch einige Sachen aus Berlin ein, darunter die Ampel. Hugo war nicht abgeneigt, ihr den Ehrenplatz zu geben, der der Schmädike vorgeschmebt hatte, Hilde aber erklärte: „Da sieht sie ja keiner“, und hängte sie in den Hausschlur, wo sie freilich bei den hellen Sommertagen zunächst noch zu keiner Wirkung kommen konnte.

Das Beste der Wohnung war der hübsche, ziemlich große Garten, der, nach Passierung eines schmalen Hofes, mit einem Truthahn und Perlhühnern — alles vom vorigen Bürgermeister übernommen — unmittelbar hinter dem Haus lag. Durch die Mitte zogen sich Buchsbaumrabatten, halbwegs war eine Sonnenuhr, und in den Beeten, die rechts und links angelegt waren, blühten Balsaminen und Rittersporn, überragt von riesigen Sonnenblumen, für die der Vorbesitzer eine Vorliebe gehabt haben mußte. Hier war Hilde besonders tätig. Sie trug dann einen großen weißen Gartenhut eigener Erfindung und legte, wenn Hugo vom Rathaus kam, ihren Arm in den seinen, um sich, während sie mit ihm auf und ab schritt, von den Sitzungen erzählen zu lassen.

„Ich bin mitunter in Verlegenheit“, sagte er. „Sie haben ein Vertrauen zu meiner Rechtskunde, und ich soll immer gleich auswendig und am Schnürchen wissen, was in jedem Fall zu tun, und was rechtens sei. Natürlich sage ich immer, es läge sehr schwer, es sei ein komplizierter Fall, der je nachdem höchst wahrscheinlich so oder so entschieden werden müsse. Dabei schlägt mir aber doch das Herz, denn alles, was ich da sage, kann auch Unsinn sein.“

„Du fängst es nicht richtig an, Hugo. Was heißt Rechtsfragen! Rechtsfragen, das ist für Winkelkonsulenten. Und wenn es was Ordentliches ist, dann mußt du sagen, da wollen wir Justizrat Noack fragen: ich halte den für einen scharfen Kopf.“

„Ja, Hilde.“

„... für einen scharfen Kopf. Und wenn du das sagst, so legt dir das keiner zum schlimmen aus, und den Justizrat hast du nun schon sicher auf deiner Seite. Der sagt dann: Ihr Herren, da habt ihr endlich mal einen richtigen Bürgermeister, einen klugen, verständigen Mann. In der Regel wollen sie alles selber wissen. Das ist Pfluscheri, das ist, wie wenn die Apotheker die Kranken kurieren wollten. Dazu gehört noch mehr. Ein Bürgermeister ist ein Verwaltungsbeamter, ein kleiner Regent, kein Rechtsprecher, und das kann ich euch sagen, der versteht zu regieren. Er ist ein Administrationstalent, er hält auf Ordnung, und er hat Ideen.“

„Ja, Hilde.“

„Und hat Ideen, sage ich.“



In Gedanken.

Gemälde von E. S. Handel Lucas.

„Ja, das sagst du, oder läßt es deinen Justizrat sagen. Aber wer hat Ideen? Ideen, das ist nicht so leicht.“

„Ganz leicht.“

„Ach, Thilde, das ist ja Torheit. Ideen . . .“

„Ideen hat jeder, der sie haben will. Du bist bloß zu ängstlich, du hast kein Vertrauen zu dir, du denkst immer, die andern sind wunder wie klug und verstehen alles besser. Wenn man Bürgermeister ist, dann muß man so was aufgeben.“

„Ja, das sagst du wohl, aber ich muß doch mit etwas kommen?“

„Natürlich.“

„Ich muß doch mit was kommen und Vorschläge machen. Und was soll ich vorschlagen?“

„Alles.“

„Ach, Thilde, das ist doch Torheit. Du sagst ‚alles‘, und ich weiß gar nichts.“

„Weil du die Augen nicht aufmachst und die Ohren erst recht nicht. Du bist immer wie halb im Traum, Hugo.“

Er lächelte.

„Sieh, das ist hier der Weg zwischen der Stadt und dem großen Torfmoor. Alkfitten hat mir gesagt, im Herbst, wenn es regnet, ist gar nicht durchzukommen. Und wer seinen Torf bis dahin nicht eingefahren hat, der mag sehen, wo er bleibt.“

„Habe ich auch gehört.“

„Ja, aber du denkst dir nichts dabei. Du mußt morgen den Stadtverordneten vorschlagen, daß ein Steindamm angelegt wird — es ist ja nur eine halbe Meile — oder eine Klinkerchauffee oder doch mindestens ein Knüppeldamm, daß die Wagen im Modder nicht stecken bleiben. Und dann laß ein Chauffeehaus bauen, es ist ja alles noch auf städtischem Grund und Boden, und der Landrat hat nichts mit dreinzureden. Und für den einen Groschen Chauffeegeld haben die Leute dann einen Steinweg und können noch stolz sein, daß sie so was aus eigenen Kräften und eigenen Mitteln gebaut haben.“

„Seh' ich ein. Ist ein guter Vorschlag.“

„Und dann mußt du wegen der Garnison anbohren. Alkfitten sagt mir, daß schon lange davon die Rede war, daß aber dein Vorgänger nicht wollte, vielleicht weil er sich wegen seiner Frau fürchtete. Sie soll nämlich etwas reichlich forsch gewesen sein.“

„Ja, das ist richtig.“

„Nun, da siehst du's. Und die Knauferei mit dem Stallgebäude, das ist ja der reine Unsinn. Alkfitten hat mir erzählt, die Stadtverordneten hätten nicht gewollt. Ja, warum nicht? Weil der Anstoß fehlte. Nun, bei mir liegt es nicht, und wenn der schönste Rittmeister kommt, du kennst doch deine Thilde.“

Hugo versicherte, daß er sich ganz überzeugt halte.

„Von einem ganzen Regiment kann natürlich nicht die Rede sein. Dazu ist Woldenstein zu sehr Nest, und Silberstein & Chrenthal können es nicht rausreißen und Rebekka Silberstein auch nicht. — Ubrigens ist es eine hübsche Person, aber doch nicht zum Heiraten, und für sonst ist sie zu streng. — Also nicht das ganze Regiment, für einen adligen Obersten ist auch eigentlich gar keine Wohnung hier, höchstens in unserer ersten Etage.“

„Thilde . . .“

„Aber zwei Eskadrons, das geht. Und nun berechne dir mal, wie das wirkt. Von Brot will ich nicht reden, das backen sie

selber. Aber dreihundert Pferde und dreihundert Menschen, und ein Kasino müssen sie doch auch haben. Und dann die jungen Frauen und Ball und Theater! Silberstein ist gegen das Militär, aber das gibt sich. Die ganze Bäckerei und Schlächtereier kommt auf einen andern Fuß, und Woldenstein hört auf, ein Nest zu sein, und wird eine Stadt, und vielleicht ziehen sie hier mal eine Division zusammen und machen ein Kavalleriemanöver, und wenn der General bei uns wohnt, so hast du den Kronenorden weg, du weißt nicht wie.“

Hugo bückte sich, um einen Rittersporn zu pflücken und Thilden in den Gürtel zu stecken.

„Und sieh, Hugo, so mußt du es anfangen. All dies kleine Zeug, das ihr da immer durchsprecht, damit zwingst du es nicht. Das kann jeder. Aber immer auf dem Auskick sein, immer sehen, was so den Menschen zugute kommt, damit zwingst du's, und das ist, was ich vorhin ‚Ideen‘ genannt habe. Die Welt kann nicht jeder auf einen hohen Fleck bringen, aber Woldenstein so weit zu bringen, daß es alle Woche mal in der Zeitung steht, und daß die Menschen erfahren, es gibt einen Ort, der heißt Woldenstein — ja, Hugo, das ist möglich, und das ist in deine Hand gegeben.“

„Oder in deine“, lächelte Hugo. „Aber du hast recht, wir wollen es versuchen.“

In dieser Weise gingen die Unterhaltungen, die Thilde mit Hugo führte, wenn er vom Rathhaus in seine Wohnung zurückkehrte. Gegen den Herbst hin wurde auch die Ampel jeden Abend heruntergenommen und ein Unschlittlicht hineingetan, was dann so magisch leuchtete, daß niemand vorüberging, der nicht einen Blick in den Hausflur getan hätte.

„Die Berliner haben doch einen Schick für so was“, meinte Rebekka Silberstein und drang in ihren Vater, auch dergleichen anzuschaffen.

„Rebekka, wenn er kommt — ich sage nicht wer — dann sollst du haben die Ampel, und nicht rosa sollst du sie haben, du sollst sie haben in Rubin und sollst haben, wenn du schläfst, einen himmlischen Glanz.“

Rebekka war unzufrieden über dies Hinauschieben, aber sie war beinahe die einzige Unzufriedene in der Stadt. Alle andern freuten sich über ihr neues Stadtoberhaupt, und Silberstein, der viel las und immer sehr gebildet sprach, sagte: „Der hat die Initiative. Das Initiative hat jeder, aber die Initiative, das ist es, was den hohen Menschen von dem niedrigen unterscheidet.“

Chrenthal, der immer widersprach, widersprach auch in diesem Fall, aber Silberstein ereiferte sich heftig: „Sage nichts, Chrenthal, oder du tußt ihm unrecht und bringst es auf deinen Kopf. Ist er nicht wie Nathan, ist er nicht der Mann, der die drei Ringe hat, ist er nicht gerecht und sieht doch aus wie ein Apostel, und seine Frau Gemahlin, eine sehr gebildete Dame, hat gesprochen von der Dreieinigkei, und daß der Papst in Rom und Luther und Moses mühten aufgehen in einem. Und das eine sei Preußen. Und sie sei gesegnet wegen der Einheit. Das hat sie gesagt, und ich sage dir: Moses bleibt, Moses hat die Priorität.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Thorner Blutbad.

Ein Bild aus deutscher Geschichte. — Von Rudolf von Gottschall.

Es war im Juni des Jahrs 1724. Über der Weichselstadt Thorn, ihren Türmen und Wällen lag ein heiterer Abendhimmel, und die Fluten des breiten Stroms spiegelten seinen Widerschein; bald trugen sie auch das Bild des Vollmonds, der im Osten glänzend emporstieg.

Längs des Ufers der Weichsel schritt ein älterer Mann mit ergrautem Haupthaar von würdevoller Haltung, die er auch

bei einem bequemen Spaziergang nicht verleugnete; man sah ihm an, daß er gewohnt war, den Vorfuß zu führen bei geschäftlichen und amtlichen Verhandlungen und bei festlichen Gelegenheiten. Und leicht war ihm offenbar seines Amtes Führung nicht geworden; die Sorgen hatten Furchen in seine Stirn eingegraben, und seine Züge hatten etwas Düsteres, Verschlissenes.

Soeben glitt der flüchtige Schein eines Lächelns über sie, und an diesem Abend erhellten sie sich öfter als sonst, denn erleichtert wurde ihm die Last der Sorgen durch eine offene Aussprache mit seiner Begleiterin, einem blonden Mädchen von anmutiger Gestalt, das in den Augen etwas Träumerisches hatte, um die Lippen aber einen Zug fester Entschlossenheit. Es war der Ratspräsident Rösner, der mit seiner Tochter Regina von einem Abendspaziergang zurückkehrte.

Der frische Hauch vom Strom, die milde Beleuchtung hatten ihn gesprächiger gemacht, so daß er der Tochter im Vertrauen mancherlei mitteilte, was er bisher verschwiegen und in der Stille mit sich herumgetragen hatte. Er war Witwer und hatte nur diese einzige Tochter, die er aber erst seit kurzem für fähig hielt, seine Sorgen zu verstehen, seinen Kummer zu teilen. Wollte er doch ihre arglose Unschuld nicht trüben mit dem Gewölk, das der Sturm der Zeiten am Himmel emportrieb; hatte sie doch bisher verständnislos dem bunten Treiben zugehört, das die Häuser und Plätze des alten Thorn mit den Uniformträgern aus aller Herren Ländern bevölkerte, mit Schweden und Russen, Polen und Sachsen. Es war nur ein verworrener Traum ihrer Kindheit, aus dem einige mächtige Gestalten, die man ihr damals gezeigt hatte, auftauchten; denn sowohl der Zar Peter, der keuselige Despot, als auch Karl XII., der kühne abenteuerende Schwedenkönig, und der gewaltige August von Sachsen hatten sich damals abwechselnd, wenn auch nur kurze Zeit, in der Stadt aufgehalten, nicht zu deren Freude, denn ihre Kasse wurde erschöpft durch die fortlaufende Beisteuer zu den Bedürfnissen der Gewalthaber, ihres Gefolges und ihrer Truppen. Das hatte dem Stadtoberhaupt Rösner manche Kümmernisse verursacht. Und nachdem die nordischen Mächte Frieden geschlossen hatten, da kamen andere Sorgen, die durch die Zerstörung des Wahlkönigreichs Polen und die inneren Wirren der Stadt, durch die anhaltenden Kämpfe zwischen den Anhängern des alten und neuen Glaubens hervorgerufen worden waren. Darüber sprach sich Rösner jetzt mit Offenherzigkeit zu seiner Tochter aus. Doch in dem Glauben, daß ihr das alles fremd sei, daß sie ohne Anteil und Verständnis allerlei Vorgänge auf den Straßen mit angesehen habe, irrte sich der Vater; auch hinter ihrer glatten Stirn verbarg sich ein Geheimnis.

Als sie durch das Tor der Weichselbrücke in die Stadt getreten waren, wandten sie sich nach rechts, den Trümmern der alten Ordensburg zu, von deren einsamen Turm ein Dohleneschwarm in den Abend hinausflog. Gerade heute zog's den Bürgermeister und Ratspräsidenten zu dieser Trümmerstätte.

„Sieh, Regina, ich habe gestern abend in unsern alten Chroniken geblättert; daher mag's kommen, daß ich in der Nacht träumte von den Ordensgebieters im weißen Mantel mit schwarzem Kreuz, die mich auf die Marienburg geladen haben, wo ich mit ihnen zusammenaß im Remter beim festlichen Mahl. Man trank auf das Wohl unserer guten Stadt Thorn, und da war Frieden und Versöhnung. Und wie dies oft in den Träumen der Fall ist — eine dunkle Stimme in mir rief immer dazwischen: Das kann ja nicht der Fall sein; die Deutschen Ordensritter schlafen ja längst mit ihren Hochmeistern in der Gruft von Marienburg, und schützend breitet der weiße Adler Polens seine Schwingen über unsere Stadt. Und doch nahm der Traum seinen Fortgang, ich umarmte den Hochmeister Heinrich Neuh von Plauen, und er versprach mir, der Stadt Thorn ein milder und gerechter Herrscher zu sein.“

„Das war er aber nie, Vater! Darum sagten sich ja die Lande und die Städte los von ihm,“ versetzte Regina und fuhr leuchtenden Blicks fort: „darum begaben sie sich in den Schutz der Krone Polens und ihres ritterlichen Volkes.“

„Es war ein begeistertes Aufschwung, mein Kind; die preußischen Bündler hielten treu zusammen. Hier unsere Ordensburg wurde zerstört, und vom Turm lohete das Feuerzeichen ins Land, und der Himmel rötete sich bis weit in die Ferne von den Signalen der andern erstürmten Burgen. Es

war ein Freiheitskampf, doch was ist den westpreußischen Freistädten geblieben von ihren alten Freiheiten? Der Adler Polens hat sie mit seinen Krallen ergriffen, mit seinem Schnabel zerhackt! Sieh, mein Kind, das nagt mir am Herzen! Es war eine deutsche Herrschaft, von der sich die Stürmer dieser Burg losgesagt; jetzt aber sind wir in den Händen eines fremden Volks, das kann nie zum Heil gereichen! Sie denken und empfinden anders als wir — daher die Mißverständnisse, die Zerwürfnisse, die zu so vielen blutigen Taten geführt haben.“

„Du magst mich schelten,“ sagte Regina, „ich bin vielleicht töricht und lasse mich blenden von dem äußeren Schein. Sie sind brave Männer, diese Ratsmänner und Bürger, die in unsern engen Gassen haufen, doch sie haben etwas Schwerfälliges, Plumpes wie die Bauern, die von draußen auf unsern Jahrmarkt kommen. Dagegen die polnischen Edelleute — wie männlich edel, wie ritterlich! Schwung und Feuer ist in allen, was sie tun, aus jeder Bewegung sprechen Anmut und Sicherheit! Ja, wenn unsere Deutschen alle so wären wie du, Vater! Oder wenn sich so die beiden Völker verschmelzen würden — diese Mischung gäbe etwas Gutes, Vater!“

„Das mischt sich nicht,“ versetzte Rösner, „das ist wie Öl und Wasser! Das haben wir jetzt in Jahrhunderten gesehen. Doch nun kommt etwas Feindliches hinzu, das mich tief bekümmert: unsere Stadt hat den lutherischen Glauben angenommen; Eine feste Burg ist unser Gott — wir singen's aus Überzeugung. Mit den Altgläubigen und Kirchlichen, die hier sehr in der Minderzahl sind, lebten wir indes friedlich zusammen, bis die streitbaren Geister der Kirche sich bei uns eingenistet haben. Trotz aller anfänglichen Abwehr haben ja unter dem Schutz der Bischöfe und mit Nichtachtung der Rechte unserer Stadt die Jesuiten sich hier unter uns niedergelassen, ein Kollegium gegründet und schon mehrfach die Hand nach einer unserer Kirchen ausgestreckt. Die Schüler sind feindseliger und erbitterter als die Lehrer; du kennst sie ja mit ihrem herausfordernden Wesen; in ihren Augen sind wir alle Ketzer und gehören auf den Scheiterhaufen. Und in Polen beginnen allmählich die gleichen Überzeugungen zu herrschen. Unsere deutschen Städte sind in Bann getan als ein Hort des Unglaubens, und immer verwegener tritt man unsere Rechte mit Füßen. Wir wahren diese Rechte und wehren uns noch, so gut es möglich ist. Du weißt ja, daß neulich der Bischof von Kulm, von vornehmen Geistlichen und Herren begleitet, einen feierlichen Einzug in unsere Stadt hielt, und daß ihn dann die Jesuitenschüler mit fliegenden Fahnen und im Festzug bis zur Johanniskirche brachten; die Bürgerschaft hatte sich bewaffnet, um die Marienkirche zu schützen, denn das Gerücht war verbreitet, die Jesuiten wollten sich ihrer bemächtigen. Wir protestierten gegen den Festzug, der den Gerechten unserer Stadt zuwiderlief. Diesmal hatte der Bischof ein Einsprechen und versprach, solche Aufzüge künftig zu unterlassen. Gleichviel, ich fürchte, wir gehen bösen Zeiten entgegen. Wer gewährt uns Schutz? Nicht der Brandenburger, nicht der Zar, nicht einmal der König von Sachsen und Polen, der ja selbst den Glauben seiner Väter verleugnet hat!“

Sie waren indes in die Breite Gasse eingebogen, die auf den Markt zuführte, da begegneten ihnen zwei Männer, der ältere mit einem verkniffenen Gesicht und mit schielendem Blick, der jüngere breitschultrig, plump, mit einem breiten Lächeln in den verquollenen Zügen und unter den buschigen Brauen. Sah man näher hin, so erkannte man, daß er trotz seiner anscheinend untersehten Figur noch ein Jüngling war, der etwas Herausforderndes in seinem ganzen Wesen hatte. Beide gingen ohne Gruß an dem Bürgermeister vorüber und warfen ihm feindselige Blicke zu.

„Wer sind die beiden?“ fragte Regina, entrüstet über das unhöfliche, trotziges Benehmen.

„Der eine ist der bankrotte Pfefferkuchler Noke; er hegt einen Groll gegen den Rat und gegen mich, weil wir ihm nicht die Amtsdienerstelle gegeben haben, um die er sich bewarb. Doch er ist katholischen Glaubens, und der Rat ver-

meidet's, solche Männer in seinen Dienst zu nehmen, denn wie jetzt hier die Dinge liegen, gehören sie zum feindlichen Lager. Der andere ist ein Jesuitenschüler Lysiecki, ein roher Bursche und gefährlicher Raufbold. Er ist überall der Hädelsführer, wo es Händel gibt. Die Patres brauchen eben gelegentlich auch einen kräftigen Arm zum Dreinschlagen."

Inzwischen hatten sie des Bürgermeisters Wohnung am Rathhaus erreicht, hier trennten sich Vater und Tochter. Jener ging in sein Arbeitszimmer, wo ihn gehäufte Altenstöße erwarteten, Regina aber hatte ihr Zimmer aufgesucht. Es war ein freundliches, geräumiges Mansardenzimmer, näher dem hellen Himmel über den grauen Häusern, näher dem Ratsurm mit seiner Glocke und der Ratsuhr mit ihren Zeigern. Wie oft schon hatten ihr diese eine langersehnte Stunde verkündet, wo sie flugs durch die Hintertür das Haus verließ, um zu einer geheimen Begegnung zu eilen.

Kaum war sie in dem Zimmer angekommen, als ihr Herz höher schlug; sie erkannte auf dem Tisch den Rosenstrauch, den die verschwiegene Jose für sie in Empfang genommen hatte, und sie wußte, daß dieser Rosenstrauch neben seinen duftenden Blüten noch ein Brieflein in sich schloß mit schöner Verheißung! Auf morgen denn, Kasimir! dachte sie.

Das Fest der Heiligen Jungfrau Maria vom Berge Karmel, das Stapulierfest, feierten am 16. Juli die Katholiken vom St. Jakobskirchhof und dem dortigen Nonnenkloster mit einer großen Prozession. Diesem Fest der Karmeliter leuchtete eine heiße Julisonne, die beim Weg durch die engen, kühlen Gassen weniger empfindlich war, auf freien Plätzen aber mit ersticken-der Schwüle brütete. Unter den Zuschauern befanden sich in einiger Entfernung vom Zug mehrere Bürger, die nicht niederknieten und nicht den Hut abnahmen. Da stürzte der Jesuitenschüler Lysiecki mit einigen Genossen auf sie los und mißhandelte sie; den Angegriffenen fehlten Wehr und Waffe, um sich zu verteidigen, sie kämpften aber tapfer mit ihren Fäusten. Das Getöse schreckte die Nonnen des benachbarten Klosters aus ihren Zellen auf, aber auch die Wache des nahen Jakobstors eilte herbei, und als ihr von vielen Seiten der Urheber des Tumults bezeichnet worden war, verhaftete sie den tapferen Lysiecki. Dessen Parteigenossen aber eilten nun in das Jesuitenkollegium, um sich über die Verhaftung zu beschweren.

Der Rektor des Kollegiums war ein mild gesinnter Herr; früher ein eifriger Kämpfer der kriegführenden Kirche, hatte er seine Kampfesmut mit den Jahren immer mehr gezügelt. Er war in den Kirchenvätern zu Hause wie kein anderer, doch Cicero war das Vorbild, das er seinen strebsamen Schülern stets vor Augen hielt.

Er saß vor seinem Schreibtisch; die mit der Brille bewaffneten Augen entzifferten die Buchstaben eines alten Druckwerks, in das er sich vertiefte.

Da klopfte es, und herein trat der Jesuit Marzewski, ein Lehrer des Kollegiums. Dieser hatte sich durch seine schwertscharfen erziehenden Predigten einen Ruf erworben, der bis nach Rom gedrungen war und ihm hohe Gönner, auch in der Nähe des Heiligen Stuhls, erworben hatte. Er war ein Mann von erregbarer und zorniger Gemütsart — darauf deuteten seine mutig funkelnden Augen und seine lebhaft gebärdensprache. Seine scharfgeschnittenen Züge und die hohe gewölbte Stirn aber bewiesen, daß er ein unerbittlicher Denker von rüchhaltlos vordringender Energie war.

Der Rektor erhob sich bei seinem Eintreten, schob die Brille über die Stirn in die Höhe und sah mit seinen sanften blauen Augen fragend auf den jüngeren Kollegen.

„Was gibt's, Marzewski?"

„Zumul in der Stadt. Einige Schüler und Scholastiker beschwerten sich, daß der junge Lysiecki verhaftet worden ist."

„Von wem?"

„Von der Ratswache. Sie verlangen, daß wir beim Bürgermeister seine Freilassung fordern."

„Und was hat er begangen?"

„Im gerechten Zorn über die Nichtachtung unserer heiligsten Bräuche hat er an einigen Bürgern, die der Profession ohne der nötigen Ehrerbietung zusahen, das verdiente, im ganzen sehr milde Strafgericht vollzogen. Die Wache kam hinzu und verhaftete ihn. Daher die große Aufregung seiner Mitschüler; er ist sehr beliebt, ein glänzender Kopf, und unsere Ecclesia militans kann sich keinen besseren Kämpfer wünschen."

„Das ist mir sehr peinlich," sagte der Rektor, „wir wollen die Lutherischen bekämpfen, doch nicht mit Faustschlägen. Das ist nicht der Weg, die alte, jetzt gebrochene Macht wieder herzustellen. Dazu bedarf es der Macht des Geistes. Und gerade wir Jesuiten sind die beweglichen Streiter, gegen die das starre Luthertum einen schweren Stand haben wird. Geistige Waffen, lieber Kollege! Damit werden wir siegen, alle andern werden bald schartig in unsern Händen."

„Gewiß — doch wir sind auch Menschen von Fleisch und Blut, und wenngleich wir die stockige Moral der Keyser zu Boden predigen können, ihren Hohn dürfen wir nicht dulden. Und wenn die Jugend sich darüber empört — ist das ein strafbares Unrecht? Ohne blutige Köpfe gibt's einmal keine Weltgeschichte! Was soll geschehen, Herr Pater regens? Unser ganzes Kollegium ist ein summender Bienenschwarm, die Aufregung ist im Wachsen, die Abgesandten im Vorzimmer warten auf Antwort."

Der Rektor ging unruhig umher.

„Was verlangen sie denn von uns?"

„Sie selbst sollen die Freilassung des Lysiecki fordern!"

„Zu solchen Straßenhändeln dürfen wir nicht herabsteigen, Kollege! Das entspricht nicht der Würde unseres Amtes. Wenn die Jugend sich prügelt, mag sie auch ihr gutes Recht suchen. Mögen einige unserer Scholastiker zum Bürgermeister gehen und dort ihr Anliegen vorbringen; der alte Rösner wird gewiß alles tun, was zur Beruhigung der Gemüter dienen kann."

„Mit Verlaub, er ist ein Heuchler und im ganzen verstockter als alle die andern, die ihr Nest im Rathhaus gebaut haben. Diese westpreussischen Freistädte haben sich selbst unter den Schutz der Republik Polen begeben, doch jetzt, seitdem der neue Glauben des entlaufenen Mönchs hier feste Wurzel geschlagen und uns diese gute Stadt Thorn entfremdet hat, möchten sie sich am liebsten vom polnischen Regiment wieder lossagen. Immerhin — ich will Euch zustimmen — mögen die Schüler zuerst selbst ihr Heil versuchen. Sie haben an uns einen starken Rückhalt. Wenn man sie verächtlich zurückweist, werden wir für sie eintreten, das müssen wir, Herr Rektor, das ist unsere Pflicht!" Ehe der Pater regens hierüber seine Meinung äußern konnte, hatte Marzewski bereits das Zimmer verlassen. Es dauerte lange, ehe der Rektor zu seinen unterbrochenen Studien zurückkehrte.

Draußen hatte sich Marzewski rasch mit den Schülern verständigt, denn die älteren Scholastiker sollten die Klage beim Bürgermeister anbringen, die andern aber wollten vor dem Thor der Bürgermeisterwohnung die Antwort erwarten.

Als der Zug über den Marktplatz ging und sich der Wohnung Rösners näherte, begegnete ihm ein junges, tiefverkleidetes Mädchen — es war Regina. Durch ein paar enge Gassen kam sie in die Nähe der Stadtmauer. Da trat sie in die Tür eines unscheinbaren Häuschens, hinter dem sich ein kleiner, mit stattlichen Lindenbäumen beschatteter Garten an das rohe Steingefüge der Mauer lehnte. Lindenblütenduft und Bienengesumme ließen hier die Stadt vergessen.

Das Häuschen gehörte der Amme Reginas, die es allein bewohnte und in blinder Liebe zu dem Mädchen ihren Bitten nachgegeben und ihr hier ein Stelldichein mit dem Geliebten gestattet hatte.

Kasimir Koslowski, ein Neffe des in Polen mächtigen Unterammerers Fürsten Lubomirski, hatte ein Nachbargut jenseit der Weichsel in Besitz und kam oft in die Stadt, wo er mit guten Freunden zusammentraf und manches fröhliche Stündchen verbrachte. Er hatte Regina eines Tags gesehen,

als sie zur Kirche gegangen war, und von ihrer Armut hin-
gerissen, folgte er ihr damals in das Gotteshaus und harrete
dort während einer legerischen Predigt geduldig aus. Von
einem Seitenplatz aus konnte er ihr liebliches Gesicht sehen,
und beim Ausgang aus der Kirche wollte er ihr folgen und
sie anreden. Und so geschah es. Regina war betroffen, als
er sie in der Mariengasse ansprach und seine Freude aus-
drückte, mit einem so liebenswürdigen Geschöpf einige Worte
wechseln zu können. Und doch — sie mußte sich Vorwürfe
machen, daß sie nichts Ablehnendes fand in Wort und Be-
wegung, daß sie wie willenlos in dem Bann des Fremden
blieb, dessen Zudringlichkeit sie mit voller Entschiedenheit hätte
zurückweisen müssen. Doch was er sagte, hatte etwas so
Beruhigendes, so einschmeichelnd klang der Wohlklang seiner
Stimme, und als der Blick auf seine schlanke Gestalt fiel und
auf seine edlen Züge, da konnte sich nichts Feindseliges in
ihr regen. Regina gewann sich mühsam einige tadelnde
Worte über das Unpassende dieser Begegnung ab; doch sie
klangen so wenig abschreckend, daß der junge Edelmann sich
nur zu rückhaltlosem Geständnis der in ihm erwachten Neigung
zu dem Mädchen ermutigt fühlte — und als er sie mit den
Worten „Auf Wiedersehen“ verließ, da hatte sie nicht die
Kraft zu entschiedener Ablehnung. Gleich darauf machte sie
sich bittere Vorwürfe — war sie nicht mehr die Herrin über
ihre Gefühle? Und doch, als sie wieder in ihrem Zimmer
saß, da begannen die Vorwürfe zu verstummen, die Erinnerung
an diese Begegnung hellte auf einmal die ganze Einsamkeit
und Unerquicklichkeit ihres Lebens auf, diese aschgraue Ein-
tönigkeit der ganzen Umgebung, in der sie aufgewachsen war.
Der ganze Troß einer nach Lebenslust schmachtenden Seele
richtete sich auf in ihr.

Nun sollte diese Begegnung Folgen haben, Folgen, die
sie zugleich ersehnte und fürchtete, denn, was auch immer ge-
schehen mochte, es konnte nur hinter dem Rücken des Vaters
geschehen, der gegen einen polnischen Edelmann keine andern
Gefühle hegte als Haß und Feindschaft.

Da kam am nächsten Tag der erste Rosenstrauch mit einem
Brieflein, das um eine Begegnung bat — und nun folgte
eine Kette von Heimlichkeiten, die die Tochter zu einer Rebellin
machten wider des Vaters Willen, und wenn dieser auch noch
ahnungslos in ihr ein gehorjames Kind sah — sie wußte,
daß er sie verurteilen würde, sobald er Kunde davon erhielt.
Sie mußte auch, daß sie sich der Verachtung seitens aller
deutschen Familien aussetzte, wenn sie dem Zug ihres Herzens
blindlings folgte. Und doch folgte sie ihm — sie antwortete
auf das unter den Rosen versteckte Brieflein, anfangs wohl
zurückhaltend, doch immer nachgiebiger von Brief zu Brief.
Endlich, nach langem Zögern, war Regina bereit, sich mit
ihm im Garten der Amme zu treffen. Und so kam es
zu einer ersten, zu einer zweiten und dritten Begegnung und
zu Kuß und Umarmung. Kasimir war kein Don Juan.
Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan; aber er war

leichten Sinnes, und der Rausch der Gegenwart ließ ihn die
Zukunft vergessen.

Hin und wieder wurde Regina nachdenklich; er aber küßte
ihr die Sorgen fort. Er sprach ihr von heißer, dauernder
Liebe, und er glaubte daran und wußte es kaum sich selbst
zu gestehen, daß der polnischen Republik Unterkämmerer sein
reicher Onkel war, von dem er abhängig, der ihn erhielt auf
seinem nicht einträglichen Gütchen, und der niemals seine Zu-
stimmung geben würde zu einer Ehe mit einer Bürgerlichen,
die im lutherischen Glauben erzogen worden war. Und wenn
sie ihm ihres Vaters feindliche Gesinnung hervorhob, so sprach
er von Entführung und einem kühnen Ritt durchs Polenland
bis nach Krakau, wo sich im Haus ihm wohlgeimter Ber-
wandten für seine Liebe eine Zuflucht bot. —

Als Regina von ihrem Stellbischen mit Kasimir nach
Haus gekommen war, fand sie den Vater im Sorgenstuhl, in
schweren Gedanken versunken.

Teilnehmend trat sie auf ihn zu und sah ihn fragend in
die Augen. „Was beschäftigt dich so? Ein neues Unheil?“

„Das wächst mir über den Kopf,“ verjeszte Kössner, zärt-
lich die Hand seiner Tochter erfassend und sie zu sich heran-
ziehend — „o mein Kind, diese schlimmen Händel!“

Und sie küßte den Vater mit den Lippen, die sich eben
erst an verbotenem Glück berauscht hatten.

„Was gibt es? So erzähle mir doch!“

„Die Jesuitenschüler drangen zu mir ins Haus und ver-
langten, daß der Rat den wegen frecher Ungebühr verhafteten
Lysiecki freigebe. Das darf nicht sein, denn die Unruhstifter
müssen festgehalten und bestraft werden. Doch es wird böses
Blut geben, und Schlimmes steht in Aussicht für unsere Stadt!“

„Und du hast die Freigabe des Schülers abgeschlagen?“

„Ich allein kann solche Entscheidung nicht treffen — das
hab ich den Abgesandten gesagt; ich habe sie vertrotet auf
die nächste Ratssitzung. Doch ich weiß, meine Kollegen sind
gleichen Sinns mit mir. So lange wir können, wehren wir uns
gegen die Eindringlinge, gegen das Gezücht, das dort im
Jesuitenkollegium sein Brutnest hat. Wer sich veründigt
gegen das Gesetz der Stadt, der muß auch nach diesem Gesetz
gerichtet werden; wir müssen die Bürger schützen vor den
Mißhandlungen durch die frechen Knaben, die die verdiente
Züchtigung empfangen sollen.“

„Laß die Sorgen, Väterchen!“ sagte Regina mit warmem
Gefühl, „es wird sich noch alles zum guten wenden: wegen
eines Straßenauftritts stürzen noch nicht die Türme und
Mauern unserer Stadt ein — und mein Vater verliert noch
nicht Kron' und Zepter, die ihm von Rechts wegen gebühren.“

Dann wünschte sie dem Vater mit herzlichem Kuß gute
Nacht und eilte hinauf in ihr Gemach, um dort ungestört
ihren Gedanken nachhängen zu können.

Und während sie an den Geliebten sehrend dachte, zerrann
die flüchtige Sorge um den Vater bald wie ein ängstlicher
Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Christbaum.

Erzählung von Luise Westkirch.

Mit Illustrationen von Fritz Bergen.

(Schluß.)

In der Guten Stube, wo die Ausstattung von Hermine
Noddenbruch welkenrückte wie hinter den Scheiben eines
Glaschranks prunkte, brannte heute Feuer im Ofen.
Die Photographiealbums waren vom Sofatisch genommen, und
im Schein der Staatslampe saßen Annas Mutter und Herr
Dörnberg einander gegenüber.

„Dies ist unser bester Freund,“ sagte bei Johanns Eintritt
Frau Noddenbruch, „meine treue Stütze seit dem Tod meines
Mannes, Herr Johann Märker. Sie kennen ihn von Ihrem
früheren Aufenthalt hier. Lieber Märker, die lang' ersehnte

Stunde ist endlich gekommen, in der ein Kraftvollerer die Ver-
antwortung von meinen müden Schultern nehmen will. Herr
Dörnberg bewirbt sich um Anna. Sie sind der Erste, der von
meinem Glück erfährt. Bitte, holen Sie die Bücher, die Sie
so lange und treu geführt haben, und legen Sie dem künftigen
Gatten meines Kindes den Stand von Annas Vermögen klar.
Sie wissen besser darum Bescheid als ich.“

„Aber liebe Mama, das eilt wirklich nicht,“ wehrte
Dörnberg. „Die Hauptsache ist, daß ich durch Ihre Güte
weiß, daß ich auf Annas Liebe hoffen darf.“

Aber Frau Roddenbruch bestand darauf, daß er klar sähe, ehe er seinen Beruf als Reisender aufgab. „Wir haben hier mit schweren Sorgen zu kämpfen“, beteuerte sie. „Herr Märker kann Ihnen das bezeugen.“

Johann war schon mit den Büchern zurückgekehrt, dem Hauptbuch und dem Geheimbuch. Ohne sich über irgendwelche Einzelheiten auszulassen, schlug er sie auf und las langsam und deutlich die Summen vor, auf die es ankam. Frau Roddenbruch und Heinrich Dörnberg verhandelten darüber, Dörnberg in einer behaglich leichten Weise als der Sohn aus einem wohlhabenden Hause, der Sorgen und Mangel nie kennen gelernt hatte und aus diesem Grund das Geld nicht übermäßig achtete. Etwas Sonniges lag in seiner Art, eine fast kindliche Frische. Und Anna hatte recht: er sah sehr gut aus mit seiner glatten, faltlosen Haut und dem kleinen Bärtchen über den roten Lippen.

Während Johann, die Feder in der Hand, wartete, fiel sein Blick von ungefähr in den Spiegel, und er sah, hell von der Lampe bestrahlt, neben dem andern sich selbst im Arbeitsrock, mit vom Wind zerwühltem Haar, mit sonnenverbranntem Gesicht, in das Sorge und Arbeit scharfe Furchen gezogen hatten. Konnte ein Mädchenherz schwanken zwischen jenem und ihm?

Als er das Buch bis zur letzten Angabe durchgelesen hatte, stand er auf und ging zur Tür.

„Aber zur Bescherung und zum Abendbrot kommen Sie doch jedenfalls, lieber Märker“, sagte Frau Roddenbruch.

Den Drücker schon in der Hand, murmelte er eine Antwort. Seine Herrin, die sie nicht verstand, nahm sie für: „Ja“.

Johann ging geradeswegs in seine Stube. Aus seinem Schrank nahm er einen Kasten, kunstvoll aus gefärbten Korfen geschnitzelt und geklebt, sein Christgeschenk für Anna. Er hatte manche halbe Nacht daran gearbeitet. Aus seiner Schreibmappe zog er ein Blatt, schrieb mit fliegender Feder wenige Worte, schloß den Brief und legte ihn in den Kasten. Dann packte er eilig seine Kleider in den großen Koffer, ein wenig Wäsche in ein Handkofferchen. In einer Viertelstunde war's getan. Er nahm seinen Hut, ging die Treppe hinunter. Auf der Diele war nur Heini. Der Weihnachtsabend hielt alle Gäste daheim, und Anna und die Magd hatten ihre Bescherungsreise angetreten. Johann winkte den kleinen Hausknecht herbei, sprach leise und eindringlich zu ihm: „Wenn die Richter am Baum brennen, gibst du Fräulein Anna diesen Kasten, verstehtst du? Nicht eher und nicht später.“

Mit offenem Mund starrte der Junge das Kofferchen an, das Johann in der Hand hielt.

„Zamohl, Herr Märker, wenn die Lichter brennen.“

Johann rannte aus dem Haus in den Schnee. In seinem Hirn war nur ein Gedanke: er wollte die Verlobungsfeier nicht sehen, nicht die Brautzeit, nicht die Hochzeit. Es war das einzige, was er deutlich erfassen konnte. Eine Erklärung für seinen Kontraktbruch würde er später erfinden, einen Plan für seine Zukunft würde er später fassen. Jetzt nur fort! fort! und weit genug! — Niemand hielt ihn auf, niemand begegnete ihm. Unwirklich lag die Welt draußen im Schneegeriesel, und heimelig war's in den warmen Häusern, wo hinter den Scheiben die Christbäume aufzuklammern begannen.

Der Flüchtende lief rascher. Der Lichterglanz tat ihm weh, der Klang der Glocken, die anhuben, das Fest einzuläuten. Er dachte, daß kein Heim ihm je bereitet sein würde, kein Jubel froher Kinder ihm lohnen sollte für die Mühen einer Jahresarbeit. Aber der Schnee war tief, Ermüdung zwang ihn endlich, sich umzusehen, sich zu besinnen. Instinktmäßig hatte er den Weg nach Bremen eingeschlagen als dem Ausgangstor von Europa. Nun blinkten die Lichter der nächsten kleinen Station vor ihm auf, und übermächtig packte den Erschöpften das Verlangen, auszuruhen, geistig und körperlich auszuruhen — war's nur eine Viertelstunde. Taumelnd riß er die Tür zu dem kleinen halbdunklen Warte-



Annas Mutter und Herr Dörnberg sahen sich gegenüber . . .

saal auf und warf sich erschöpft auf die nächste Bank. — Die Unterredung in der Feinstube war mittlerweile zu Ende gekommen. Frau Roddenbruch hastete zur Bescherung. Die Klingel tönte, die Tür flog auf vor Anna.

Sie hatte auf den Laut der Klingel gewartet, mit klopfendem Herzen, mit glühenden Wangen. Er rief sie diesmal zur Entscheidung über ihr Leben. Und der freudige Stolz auf den Sieg ihrer Persönlichkeit und die Stattlichkeit des Bräutigams, den die Mutter ihr erwählt hatte, machten wie ein angenehmer Schwindel die Stubenwände sich langsam um sie drehen und alle Gegenstände schwanken. Doch als nun der Christbaum ihr entgegenstrahlte im blendenden Glanz seiner Kerzen, der Baum, der auf ihre Kinderspiele herabgeglänzt hatte und auf ihres Vaters brechende Augen, wurde ihr Herz ganz plötzlich ruhig in einer hohen Feierlichkeit, in der ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz versanken. Klein sah sie und tief unter sich, was ihr noch eben groß und wichtig erschienen war, und hoch über sich ahnte sie unklar etwas unaussprechlich Herrliches, zu dem eine geheimnisvolle und andächtige Sehnsucht sie zog.

Da trat Heinrich Dörnberg zu ihr, einen kostbaren Blumenstrauß, den er mitgebracht hatte, in der Hand.

„Gestatten Sie mir, Fräulein Roddenbruch, Ihnen diesen Strauß zu Füßen zu legen“, sagte er leise. „Ich wünsche, daß die hellen Farben der Blumen ein Symbol Ihrer künftigen Lebenstage seien. Und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich ein klein wenig dazu beitragen dürfte, solche Blumen auf Ihren Weg zu streuen.“

Anna nahm freundlich lächelnd die Blumen. Dabei gingen ihre Augen verwundert suchend durch die Weihnachtstube. „Wo ist denn Herr Märker?“

Wie hatte er unter dem Christbaum gefehlt.

Heini lief hinaus und kam mit Johannis Kasten wieder. „Das soll ich Ihnen geben, wenn die Lichter brennen, hat Herr Märker gesagt.“

„Warum gibt er mir denn sein Geschenk nicht selbst? Nein, was für eine wunderwunderschöne Arbeit! Sieh doch, Mama! Sehen Sie doch, Herr Dörnberg! Das hat er alles selbst gemacht. Wohin ist Herr Märker denn heut' abend noch gegangen?“

„Das hat er nicht gesagt. Aber einen Koffer hatte er mit. Und da in dem Kasten, da liegt was.“

Mit fliegenden Fingern schlug Anna den Deckel zurück. Dörnbergs Strauß, den sie auf den Gabentisch gelegt hatte, glitt dabei zu Boden. Sie achtete nicht darauf. Hastig zerriß sie den Umschlag.

Auf dem Briefbogen stand nur:

„Fräulein Anna Roddenbruch zum Andenken.

Gott segne Sie.“

Johann Märker.

„Was heißt das? Um Gottes willen, Mama, was heißt das?“

„Was denn? Märker wird nach Bremen gefahren sein“, erklärte Frau Roddenbruch, die sich heut' grundsätzlich nicht aufregen wollte. „Es war da eine kleine Differenz mit dem Brauer.“

Dörnberg faßte Annas Hand. „Fräulein Roddenbruch! Liebes Fräulein Anna! Sie wissen gar nicht, wie ich mich freue, Weihnachten mit Ihnen verleben zu dürfen.“

„Ja, ich freue mich auch. Ach, ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht einmal für Ihre schönen Blumen gedankt, die — wo sind sie denn?“

Sie suchten den Strauß. Er war unter den Tisch gerollt.

„Zu Ihren Füßen“, sagte Dörnberg, „wo er hingehört. Befehlen Sie, so legt sich der Spender dazu.“

Der Ton paßte nicht in die strenge Feierlichkeit ihrer Stimmung, schien ihr den Ernst der Entscheidungstunde zu entweihen. Sie wünschte, er hätte anders gesprochen. Sie bückte sich. „Ich werde ihn aufheben.“

„Den Geber auch?“

„Es tut mir leid, daß ich gar nichts Ihnen zu schenken hab', Herr Dörnberg“, erwiderte sie freundlich ausweichend.

„Vielleicht haben Sie doch etwas. Darf ich einen Wunsch aussprechen?“ Er beugte sich vor. Ganz nahe glühten seine Augen vor den ihren, und nun wandelte eine unbewingliche Angst sie an. Schuttsuchend sah sie um sich. Die Mutter war aus dem Zimmer gegangen. Ihr Freund weilte fern.

„Er hat noch nie an einem heiligen Abend gefehlt“, klagte sie aufgeregt.

Einzig mit seiner eigenen Angelegenheit beschäftigt, mißverstand Dörnberg ihre Rede. „Ein Wunsch? Ja, freilich, Weihnachten ist der Abend für alle Wünsche. Meinen aber wünscht man sich nur einmal im Leben. Liebes Fräulein Anna, Sie wissen gewiß, in welcher Richtung er sich bewegt.“

„Nein, nein! Und einen Koffer hat er auch mitgenommen.“

„Sagen Sie mal, von wem reden Sie?“

„Es beunruhigt mich! Ah, horch! Jetzt geht eine Tür.“

Es war die Stubentür. Marie schrie herein, daß der Karpfen auf dem Tisch stehe.

Leise flackerten die Lichter, und kühl wie der Luftzug, der von der Diele hereindrang, strich Enttäuschung durch die Herzen der beiden Menschen. Beiden hatte die Feststunde nicht gehalten, was sie von ihr erwarteten. Schweigend schritten sie nebeneinander über die Diele zur Eßstube. Sie sahen einander nicht an. Unsichtbar ging ein Dritter zwischen ihnen.

Aber beim Mahl gewann Heinrich Dörnberg seine fröhliche Sicherheit zurück. Junge Unschuld ist schein. Schließlich würde er sein Glück doch fassen! Aus dem Mund der Mutter wußte er, daß es auf ihn wartete. Er glaubte das auch im Auge der Tochter gelesen zu haben. Und er kannte seinen Wert. In Gegenwart von Frau Roddenbruch, beim Ab- und Zugehen der aufwartenden Marie war es nicht möglich, das entscheidende Wort zu sprechen, aber er war uner schöpftlich in der Auffrischung gemeinsamer Erinnerungen, in lustigen Geschichten, kleinen, anzüglichen Redereien. Er war wieder der Heinrich Dörnberg, der er vor sechs Wochen gewesen war. Anna vergaß ihre Furcht. Das Leben an Herrn Dörnbergs Seite mußte ja ein einziger, immerwährender Festtag sein. Nur selten noch nahmen ihre Züge einen abwesenden Ausdruck an, horchte sie verstoßen hinaus in Nacht und Schnee.

Sie hatten fast eine Stunde bei Tisch gefessen, da erscholl die Klingel der Klurtür. Im weißbeschnittenen Mantel trat Koff Alfers, ein Hofbesitzer des Fleckens, herein.

„Guten Abend, Frau Roddenbruch! Und eh' daß ich's vergesse, will ich nur gleich meine Bestellung ausrichten.“



Mit offenem Mund starrte der Junge das Kästchen an . . .



Dörnberg faßte Annas Hand . . .

Er zog einen Brief aus der Tasche. „Da! Den soll ich Ihnen vom Märker geben.“

Anna flog von ihrem Stuhl auf. „Wo ist er?“ „In Mahndorf. Ich hatte beim Müller zu tun. Da sitzt er auf dem Bahnhof, und als er mich sieht, läßt er sich Schreibzeug geben. Ich hatte da nicht an gedacht, sagt er, aber Frau Roddenbruch muß Bescheid wissen. Tun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie den Brief mit, weil ich sie doch so bald nicht sehe!“

„So bald nicht sehe?“ sagte er, „so bald nicht sehe?“ Hermine Roddenbruch hatte unterdessen das Schreiben aufgebroschen. Rat- und hilflos reichte sie es Dörnberg. „Verstehen Sie das?“

Der junge Mann überflog die Zeilen. „Seine Verwandten in Amerika haben ihm eine gute Stelle angeboten, und da er hier nicht länger notwendig zu sein glaubt, bittet er, ihn auf der Stelle zu entlassen, damit er die günstige Gelegenheit nicht veräunt! Ein Mann von reichem Entschluß, Ihr Freund Märker. Alle Achtung!“

„Am Weihnachtsabend kündigt er mir auf!“ Hagte Frau Hermine. „Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll.“

„Na,“ meinte Dörnberg, der erwog, daß alte Freunde manchmal un bequem werden können, „reisende Leute muß man nicht aufhalten. Geben Sie ihm Ihren Segen und ein Kreuz drüber! Der Mann hat vielleicht nicht einmal unrecht. Es könnte sich wirklich ereignen, daß in absehbarer Zeit kein geeigneter Platz hier für ihn wäre.“

„Ich verstehe es nicht,“ murmelte Frau Hermine. Tränen standen in ihren Augen.

Aber Anna sah wortlos, weiß wie der Schnee draußen und star wie die Eiszapfen, die von der niedrigen Dachrinne herabgingen. Als Dörnberg sich jetzt zu ihr wandte, stand sie auf und ging ohne ein Wort aus der Stube.

Johann Märker nicht mehr in ihrem Haus! nicht stündlich zu erreichen! nicht zu jeder Mahlzeit zu erwarten, nicht stets bereit, ihr Gepolter anzuhören, ihr zu raten in ihren kleinen Verlegenheiten! Aber ihr altes, liebes Haus war ja gar nicht mehr ihr Haus, wenn Märker darin fehlte! Unerträglich dünkte es ihr, die junge, kühle Stimme neben sich von diesem Scheiden als von etwas Notwendigem, Wünschenswerthem reden zu hören. War es notwendig, daß Märker ging, wenn Dörnberg kam? Er selbst schien es dafür zu halten. Ertrug sein Ehrgeiz etwa nicht, einen Herrn über sich zu sehen? Aber ihr zuliebe hätte er . . . Ihr zuliebe? Mit halb offenem Mund, mit weit geöffneten Augen verharrete sie reglos, erstarrt von der plötzlichen Klarheit. Weil er sie zu lieb hatte, um es zu ertragen, sie als Braut eines andern zu sehen, darum lief der törichte Mensch am Weihnachtsabend aus dem Haus, ohne Zögern, ohne Abschied, auf Nimmerwiedersehen!

Sie preschte die Hände aufs Herz. Das schlug so wild und hastig unter der Wucht der Empfindungen, die wie ein Strudel sich darin drehten, daß sie meinte ersticken zu müssen. In einem unwiderstehlichen Verlangen, den Dingen nahe zu sein, die zu ihm gehörten, lief sie hinüber in Johanns Kammer. Sein Koffer stand gepackt. Die offenen Laden der Kommode waren leer. Neben dem Spiegel aber hingen noch die Bilder seiner Eltern, das Bild ihres eigenen Vaters, Photographien von Kameraden aus seiner Dienstzeit. Ein leerer Fleck klappte in der Gruppe. Dort hatte ihr

eigenes Bild gehangen im Einsegnungskleid. Das hatte er mitgenommen . . .

Glühend stiegen die Tränen ihr in die Augen. Und diese Tränen schmolzen die Hüllen, die ihr ihr eigenes Gefühl verborgen hatten. Sie wußte jetzt klar: nicht Heinrich Dörnberg, noch ein zehnmal ansehnlicherer und reicherer Freier würde sie je dafür entschädigen können, daß sie Johann Märker verlor. Die waren gut zum Lachen und Spasmachen — notwendig zum Leben war der andere! Und gab es nur Raum für ihn oder jenen, so war die Wahl entschieden, ehe sie begann. „Auf dem Bahnhof in Mahndorf“, hatte Rolf Alfens gesagt. Und



Ungelesen gelangten sie auf die Straße . . .

vor Mitternacht kam kein Zug, der auf der unbedeutenden Station gehalten hätte. Anna trocknete hastig ihre Tränen, nahm Pelz und Mütze und schlich auf den Zehen die Treppe hinunter. Aus der leeren Gaststube zerrte sie den schlaftrunkenen Heini. „Heini, du bekommst zu deinem Anzug den schönsten Hut, der in Bremen zu haben ist. Sag' kein Wort. Steck' die Laterne an und leuchte mir.“

Sie selbst half dem Verblüfften. Ungelesen, ungehört gelangten sie auf die Straße, begannen sich ihren Weg zu bahnen durch den Schnee, der fußhoch die Erde deckte, in kaum durchsichtigem Geriesel unaufhörlich vom Himmel sank. Kein Mensch auf den Straßen. Aus den Häusern klangen die alten, lieben Weihnachtslieder, leuchteten die Tannen verspäteter Bekehrungen. Das ewige Hohelied der Liebe klang in der Seele des Mädchens, das die große Liebe seines Lebens entdeckt hatte unter dem Weihnachtsbaum, jene Liebe, die zu reich ist in sich selbst, um nach Glanz und Herrlichkeit in der Welt zu trachten.

Die Telegraphenstangen wiesen den Weg. Nach einer halben Stunde angestrengten Marsches sahen die zwei die Lichter der kleinen Station durch den weißen Schneewirbel blinken. Im Wartesaal dritter Klasse spielten einige Burschen Skat. Zu ihnen hatte der Wirt sich gesellt. In dem winzigen Wartesaal zweiter Klasse saß Johann Märker allein.

Einen Augenblick stand Anna atemschöpfend reglos und stumm in der Tür mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen.

Da sah Johann auf und fuhr zurück wie vor einer Erscheinung. „Anna!“

Sie trat zu seinem Tisch. Sie sah ihm in die Augen. Ihre Stimme bebte zwischen Lachen und Schluchzen. „Johann Märker, hast du geglaubt, ich würde dich ziehen lassen?“

Er besann sich. Sein Gesicht, das aufgeleuchtet hatte bei ihrem Anblick, verdüsterte sich wieder. „Das hätten Sie nicht tun sollen, Fräulein. Sie hätten nicht kommen sollen. Es ändert nichts!“

„Johann Märker, warum wollen Sie fort?“

Johann zupfte an seinen Fingern und sah auf den Tisch. „Ich hab's Frau Roddenbruch doch geschrieben. Sie brauchen mich doch nicht mehr, wenn Herr Dörnberg als Wirt eintritt, wenn Sie ihn heiraten.“

„Und wenn ich ihn nicht heirate? nicht heirate, weil Sie's nicht wollen? — Werden Sie dann bleiben, Johann?“

Das Blut flutete heiß in des Mannes Gesicht und flutete erstickend zurück zu seinem Herzen. . . . Fräulein Anna — quälten Sie mich nicht“, bat er. „Warum wollen Sie nicht meiner Einsicht vertrauen? Wenn ich Ihnen sonst von einer Sache sagte: Es kann nicht sein, so glaubten Sie mir. Jetzt sage ich Ihnen: Ich kann nicht bleiben, kann nicht, kann nicht! . . . Glauben Sie mir doch, wie Sie mir als Kind geglaubt haben. Und fragen Sie nicht warum —“

„Ich frage, Johann. Ich frage. Wenn Dörnberg nicht in unser Haus kommt — warum können Sie dann nicht bleiben?“

„Wenn Sie es denn hören müssen . . .“ Er sprach stotternd in Leid und Scham. „Ob Dörnberg oder ein anderer — ich gönne Sie keinem, Fräulein Anna! Keinem!“

„Ja, Johann, ich gönne Sie auch keiner. Ich will nicht, daß Sie eine Amerikanerin heiraten.“

„Anna! — Sie müssen mich nicht verspotten. Ich weiß recht gut, daß Sie und ich — Nein! nie habe ich daran gedacht. Ich bin ja nur ein ganz schlichter Mann, alt im Vergleich zu Ihrer Jugend, hab' nicht Familie, noch Vermögen. Nichts, gar nichts hab' ich Ihnen zu bieten. Weil ich das weiß, drum geh' ich ja. Und ich wäre gegangen ohne ein Wort. — Sie müssen mich nicht verspotten, Anna.“

Sie trat dicht zu ihm. Sie legte die Hand auf seine Schulter.

„. . . Johann, liebster Mensch. Weil du solch ein Schweiger und Murrkopf bist, drum hab' ich's ja nie gemerkt, wie lieb ich dich hab'. Erst unterm Christbaum, unter dem mir's schon als Kind immer ganz besonders und heilig im Herzen geworden ist, so, als wär' ich ein besserer Mensch — ist heut die Ahnung über mich gekommen. Als da Herr Dörnberg von seiner Liebe zu mir sprechen wollte, hab' ich gefühlt: der ist der Rechte nicht. Der ist's nicht, den du brauchst zu deinem Glück. Und ich hab' dich gesucht unter dem Weihnachtsbaum. Als dann Mfers Mama deinen Brief brachte, hab' ich die beiden sitzen lassen und bin hergelaufen zu dir . . . Johann, sag', willst du noch fort?“

„. . . Anna! Anna! Güte dich, was du sprichst! Wenn du jemals bereuest!“

Sie stand vor ihm, ein strahlendes Lächeln auf den Lippen, die Augen voll Tränen. „Das glaubst du ja selbst nicht.“

Da übermannte ihn sein Gefühl. Er riß sie in seine Arme.

„Das ist ein Weihnachten über alle Weihnachten.“

Arm in Arm wanderten sie heim. Die Haustür stand offen. In Angst und Sorge um ihr Kind laufchte Frau Hermine hinaus. Heinrich Dörnberg hatte sich bei Annas plötzlichem Verschwinden beleidigt in seine Stube zurückgezogen.

„Da bring ich ihn zurück, Mama“, rief Anna ihrer Mutter entgegen. „Und nun bleibt er bei uns für immer. Denn, Mama, ich bin seine Braut.“

„Es war nicht meine Absicht, Frau Roddenbruch“, beteuerte Johann. „Aber was ein Mensch vermag, Ihr Kind glücklich zu machen — so wahr ich ein ehrlicher Mann bin — das seh' ich dran.“

Frau Hermine schloß sorgfältig die Stubentür hinter den Eingetretenen.

„Herr Märker“, sagte sie erregt, „ich habe Sie für einen Freund gehalten, bin Ihnen wie einem Freund begegnet. Sie aber haben treulos an uns gehandelt.“

„Frau Roddenbruch . . .“

„Ja, treulos! An mir, an Anna, auch an dem Betrieb, dem Sie so lange Jahre vorstehen. Nur ein kapitalträchtiger Wirt kann Roddenbruchs Hotel aufhelfen, das wissen Sie, und doch haben Sie den Mut . . .“

Anna unterbrach. „Mama! besinn' dich doch. Ohne Johanns Treue gäb's längst kein Hotel Roddenbruch mehr.“

„Schweig! Du bist ein Kind. Mit dir red' ich jetzt nicht. Ich wende mich an Sie, Herr Märker. Bedenken Sie, was Ihrer Werbung im Weg steht: der Unterschied der Jahre, Ihre Stellung, Ihre Vermögenslosigkeit. Sie haben in diesem Fall die Besonnenheit nicht bewiesen, die ich sonst an Ihnen schätzte. Machen Sie Ihre Abreue gut. Treten Sie zurück und führen Sie den Entschluß aus, von dem die unbedachte Torheit eines Kindes Sie nicht hätte zurückhalten dürfen.“

„Frau Roddenbruch“, erwiderte Johann Märker, „Gott weiß, daß ich nie daran gedacht habe, um die Erbin von Roddenbruchs Hotel zu werben. Es war mein ehrlicher Entschluß, mich für immer zu verbannen, sobald ich mir über meine Empfindungen klar wurde. Nachdem aber das Mädchen, das ich liebe, mir ohne mein Zutun ihre Liebe entgegengetragen hat, gibt es keinen Umstand und kein Bedenken und keinen Menschen — auch Sie nicht, Frau Roddenbruch — die mich dazu bringen könnten, auf mein Glück zu verzichten.“

Anna legte mit leuchtenden Augen ihre Hand auf die Johanns. „Ich danke dir, Johann. Und wenn Mama unbittlich bleibt — so lasse ich sie mit ihrem Herrn Dörnberg allein in Roddenbruchs Hotel und gehe mit dir nach Amerika — falls du mich mitnehmen willst.“ Mit kindlicher Herzlichkeit trat sie zu der Zürnenden. „Liebe, liebe Mama, glaub' doch nicht, daß ich noch ein Kind sei, nicht wisse, was ich tue. Heut' abend unter dem Weihnachtsbaum bin ich ein mündiger Mensch geworden. Da hab' ich erkannt, daß es nichts Wertvolleres, Ernsteres und Heiligeres gibt als meine Liebe zu Johann, und ich halte fest an ihr in Leben und Tod. Komm, mein Mütterchen, laß mich die Kerzen noch einmal anzünden. Vielleicht erleuchtet ihr Licht dich, wie es mich erleuchtet hat.“

Frau Roddenbruch entzog Anna ihre Hände und ging wortlos aus dem Zimmer. Nein! Sie wollte diesen Bund nicht gutheißen, der ihren Ehrgeiz enttäuschte!

Aber die Tür zur Weihnachtstube war offen geblieben. Und als ein Licht nach dem andern drinnen verglomm, stieg aus dem Flimmern und Blitzen mahnend und ihren Zorn besänftigend die Erinnerung auf, die Erinnerung an den Abend,

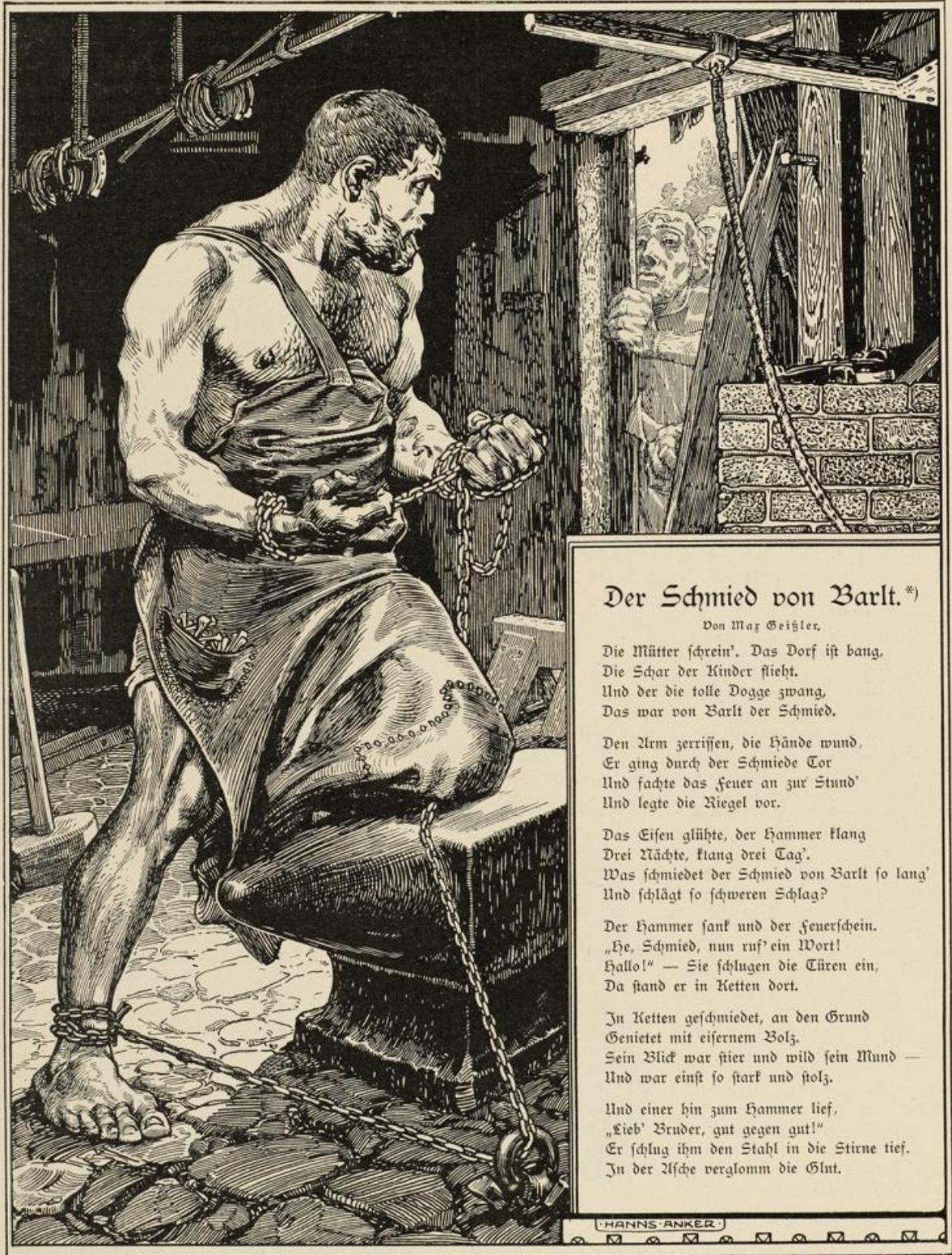
da unter der Weihnachtstanne Johann Märker sich ihr, der von allen Menschen Verlassenen, und ihrem unmündigen Kind angelobt hatte, die Erinnerung an die vielen guten Weihnachtsabende zu Dreien, an das geduldige, selbstlose Schaffen dieses Mannes, das ihr in zwölf Jahren wieder aufgebaut hatte, was durch ihres Gatten Leichtsinns verdorben und vernichtet worden war. Ihr Widerstand schmolz. Sie war nie eine Kämpferin gewesen, immer gern die Wege gegangen, auf die die Umstände sie drängten.

Langsam, Schritt für Schritt trat sie näher, fast wider Willen hingezogen in die Stube, wo die Liebenden Hand in Hand standen. Leise ergriff sie die verschlungenen Hände.

„Ich dachte es gut zu machen mit meiner Wahl. Meines Kindes Herz hat es anders beschloffen. Nimmer soll der Glanz der Weihnachtstanne mich künftig eigenförmig widerlegen. Nehmen Sie meine Anna hin, Johann Märker. Und Gott, der ihr die Liebe zu Ihnen ins Herz gelegt hat, möge sie uns allen zum Segen werden lassen!“



Leise ergriff sie die verschlungenen Hände . . .



Der Schmied von Barlt. *)

Von Max Geißler.

Die Mütter schrein'. Das Dorf ist bang,
Die Schar der Kinder flieht,
Und der die tolle Dogge zwang,
Das war von Barlt der Schmied.

Den Arm zerrissen, die Hände wund,
Er ging durch der Schmiede Tor
Und fachte das Feuer an zur Stund'
Und legte die Riegel vor.

Das Eisen glühte, der Hammer klang
Drei Nächte, klang drei Tag',
Was schmiedet der Schmied von Barlt so lang'
Und schlägt so schweren Schlag?

Der Hammer sank und der Feuerschein.
„He, Schmied, nun ruf' ein Wort!
Hallo!“ — Sie schlugen die Türen ein,
Da stand er in Ketten dort.

In Ketten geschmiedet, an den Grund
Genietet mit eisernem Bolz,
Sein Blick war stier und wild sein Mund —
Und war einst so stark und stolz.

Und einer hin zum Hammer lief,
„Lieb' Bruder, gut gegen gut!“
Er schlug ihm den Stahl in die Stirne tief.
In der Asche verglomm die Glut.

HANNS-ANKER

*) Wir entnehmen diese kraftvolle Ballade dem „Neuen deutschen Balladenbuch“, der soeben als achtes Sonderheft der „Woch“ im Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienen ist. Das mit reichem Buchschmuck von Hanns Anker gezielte Werk umfaßt als Frucht eines Preisausschreibens der „Woch“ die fünfzig besten eingelaufenen Balladen und verdient dauernden Platz im deutschen Haus.
Die Redaktion.

Der stille Weg.

Roman von Richard Skowronnek.

(13. Fortsetzung.)

Das Bataillon stand in Linie, die Musik am rechten Flügel, vor der Front der Kommandeur, übellaunig und im Herzen bange Sorge; denn seit Stunden nieselte ein feiner Regen hernieder und hüllte Feld und Flur in einen einzigen grauen Schleier . . . ein Besichtigungswetter, wie man's seinem ärgsten Feind nicht gewünscht hätte. Die Truppe, die sauber und wie aus dem Ei geschält, die Kaserne verlassen hatte, von dem langen Marsch über aufgeweichte Lehmpfade mit Schmutz bespritzt bis unter die Augen, durchnäßt und von dem langen Stillstehen halb erfroren . . . man brauchte den Kerlen nur in die mißmutigen Gesichter zu sehen, um zu wissen, wie gering ihr Interesse daran war, ob der Kommandeur gut abschnitt oder mit jähem Abschied das Zeitliche segnete . . . vielleicht, wenn er sich vom ersten Tag an zu der schweigenden Masse da, von der heute sein Schicksal abhing, in ein besseres Verhältnis gesetzt, hätte ihm statt des gleichgültigen Stumpfsinns aus jedem Auge das Gefühl der Zusammengehörigkeit entgegengeleuchtet, der heiße Entschluß, im Augenblick der Prüfung das Letzte herzugeben! . . . Aber für solche Erwägungen war es heute zu spät. Es mußte eben auch so gehen . . . nur, die hohen Vorgesetzten waren sterbliche Menschen. Wenn's ihnen mit Beharrlichkeit in den Nacken regnete, fanden sie eine Bewegung, die bei hellem Sonnenschein anstandslos paßiert wäre, gleich „meschant“ und „unter aller Kanone!“ . . . Und eigentlich war es unnütz, daß die nach kaum drei Stunden Schlaf verjammerten Leutnants laut sackierend vor ihren Zügen auf und nieder schritten, um hier und da noch einzelnes am Anzug zu bessern . . . Was lag denn daran, ob ein einzelner Kerl sich die Lehmpfritze aus dem Gesicht wuschte oder mit dem Rockärmel die blind angelaufenen Knöpfe putzte: an dem trostlosen Gesamteindruck war wenig zu ändern . . .

Der Inspekteur mit seinem Adjutanten tauchte auf dem Rücken des Hügels auf, über den der lehmige Weg zu dem ebenen Teil der Waldeiner Heide führte; scharf zeichneten sich die dunklen Silhouetten gegen den grauen Himmel ab. Der Kommandeur sprengte an den rechten Flügel.

„Stillgestanden! Nicht' euch!“

Die Richtung, die vorher, von Pflod zu Pflod, sorgfältig mit der Leine ausgemessen worden war, stimmte natürlich auf ein Haar, aber was hinterher kam, mochte Gott allein wissen . . .

„Das Gewehr — über! . . . Achtung! . . . Präsentiert das Gewehr!“ . . .

Schon der erste Griff aus verflammten Händen war plünderig genug gewesen . . . Die Musik intonierte den Präsentiermarsch . . . „Der Dewel holt euch, Kerls, wenn das nicht besser wird . . .“ Der Kommandeur gab seinem Kof die Sporen und sprengte durch die breiten Wasserlachen des Exerzierplatzes dem hohen Herrn entgegen, der ihm im Augenblick vorfam wie einer der alles Lebende daniedernehmenden Reiter aus der Offenbarung . . . Und etwas wie Gleichgültigkeit gegen das eigene, anscheinend vorherbestimmte Schicksal überkam ihn. Schon das erste laute Kommando hatte ihm arge Schmerzen bereitet; denn, nachdem sein Nefse gestern abend so frühzeitig Chamade geblasen hatte, war es an ihm gewesen, bis zum Schluß des Festes auszuharren, um jedem Verdacht, die plötzliche Wendung der Dinge hätte ihm irgendwelche Enttäuschung gebracht, von vornherein die Spitze abzubrechen . . . Wenn er sich recht entsann, hatte er sogar in vorgerückter Stunde auf seinen besonders geliebten Oberleutnant Kalkhoff und dessen Braut eine herzliche Rede gehalten, auf die hin der also Angetoastete vor Überraschung und Nührung ihm fast die Hand zerquetscht hatte . . .

Der Inspekteur ritt langsam die Front ab. Bei der zweiten Kompagnie stuzte er; denn die Kerle reckten stracks die Hälse aus dem Kragen, folgten ihm fest mit den Augen, und die

Daumen der Linken schnitten schmurgerade mit den Visierklappen ab . . . „Um“, sagte er und sah sich nach seinem Adjutanten um, aber leider, die nachfolgenden beiden Kompagnien verdarben den aufkeimenden günstigen Eindruck aufs gründlichste. Kein Leben in den Gesichtern, von Akkuratess der Gewehrhaltung keine Rede.

Und nun kam, aus steinernem Gesicht, das, worauf man durch die Berichte aus andern Jägergarnisonen schon vorbereitet war. Der hohe Herr sprach den Wunsch aus, die einzelnen Kompagnien zu sehen, ehe es an die Vorstellung des Bataillons im ganzen ginge . . . „Nur ganz kurz die Kompagnieschule, Herr Oberleutnant, da ich heute leider zum erstenmal die Ehre habe, Ihre Herren Kompagniechefs kennen zu lernen . . .“

Der Kommandeur legte drei Finger der Rechten an den Tschako. „Sehr wohl, Excellenz! Herr Hauptmann v. Kreienberg, ich bitte . . . Die zweite, dritte und vierte Kompagnie Gewehre zusammensetzen!“

Der Hauptmann von Kreienberg zog den Säbel. „Die erste Kompagnie . . . stillgestanden! Das Gewehr . . . über! . . . Mit Sektionen rechts schwenkt marsch . . . in Zügen marschiert auf . . . marsch . . . marsch! . . . Herr Oberleutnant Kalkhoff, bitte, da ist Ihr Platz . . .!“ schrie er mit zornrotem Kopf. Er hatte seine durchfrorenen Leute durch ein paar Evolutionen erst ein wenig geschmeidig machen wollen, ehe er sie an einem trockenen Platz zum Griffexerzieren aufbaute, aber gleich bei der ersten Bewegung hatte es einen bösen Klumpen gegeben. Ein paar Kerle im zweiten Zug kamen ins Drängeln, Gewehre klappten aneinander, und der Oberleutnant Kalkhoff, sein Mollke, der beim Kriegsspiel mit ganzen Armeekorps wie mit Schachfiguren operierte, verließ sich, konnte einen Augenblick seinen durch das Exerzierreglement vorgeschriebenen Platz nicht finden . . . Natürlich, wenn man mit seinen verliebten Gedanken drüber in Duesendorf war statt beim königlichen Dienst . . .

„Herr Hauptmann, bitte, keine Befehle, dazu ist heute keine Zeit mehr!“ erklang die scharfe Stimme des Inspektors, und der Hauptmann von Kreienberg senkte mit einer gewissen Würstigkeit den Degen. Ein Jahr früher oder später, was lag schon daran? Seit der lange, liebe Mensch ihm beim Antreten der Kompagnie mit halb verlegenem, halb glücklichem Gesicht gesagt hatte: „Herr Hauptmann, melde gehorsamst, daß ich mich gestern abend verlobt habe“, machte ihm die ganze Geschichte keinen Spaß mehr. Sollte er vielleicht von jetzt an seinen Dämmerstoppfen allein einnehmen und sich immerfort darüber ärgern, daß der andere sich einen besseren Zeitvertreib wußte, als bei seinem alten Hauptmann, Freund und Kompagniechef zu sitzen? Und er nahm es weiter nicht tragisch, als im Verlauf der Vorstellung die Unglücksfälle sich mehrteten, so daß der Inspekteur ihm zum Schluß mit einiger Berechtigung sagen durfte: „Herr Hauptmann, soll das vielleicht eine fertige Kompagnie sein, was Sie mir eben voführten? So exerzieren bei der Garde die jungen Rekruten vierzehn Tage nach der Einstellung . . .!“

Der Feldwebel Lippert von der Zweiten ging zwischen den Mannschaften seiner Kompagnie umher, die mit zehn Schritt Abstand hinter den Gewehrpyramiden standen, und sprach ermunternde Worte: „Hände reiben, Jungens, und ordentlich mit den Füßen aufstampfen, damit ihr geschmeidig bleibt! Und so wollen wir doch nicht reinschludern wie die Herrschaften von der Ersten?“ . . . Hemmer von Sacrow hielt ruhig auf seiner Bessie, klopfte ihr von Zeit zu Zeit den schlanken Hals, wenn sie, des langen Stillstehens überdrüssig, zu tänzeln begann, und sah ohne Schadenfreude, wie die erste Kompagnie fast mit jeder neuen Evolution immer tiefer in den

Bursteffel geriet. Selbst wenn sie tadellos abge schnitten hätte, gedachte er mit der seinigen noch um ein erhebliches mehr herauszuholen. Und wie er abschneiden würde, hatte er schon am frühen Morgen gewußt, als er seiner noch auf dem Kasernenhof stehenden Kompagnie einen guten Morgen wünschte. „Mor'n, Herr Oberleutnant!“ schrien die braven Jungen zurück wie aus einer einzigen Kehle; und in dem freudigen Zuruf lag etwas wie ein Versprechen . . .

Vom Platz her, auf dem die erste Kompagnie sich verdrossen mühte, kamen die immer ärgerlicher klingenden Kommandos des Hauptmanns von Kreienberg. Henner aber hörte nur noch mit halbem Ohr zu, und vor seinem nach innen gefehrten Blick versanken die grünen Nasenflächen mit den weiten Wasserlachen, durch die schmutzige Soldatenstiefel tappten. Eine hell erleuchtete Veranda, auf der die schlankste Gestalt seiner Liebsten stand. In seinen Ohren summtede der lockende Walzer, den die Musik gespielt hatte, während er wie ein pirschender Jäger von Deckung zu Deckung eilte, um zu der hartenden Liebsten zu kommen . . . und noch einmal kostete er in der Erinnerung die Wärme der Augenblicke aus, da sie an seinem Hals hing. Wie im Nausch war er danach heimwärts geritten und hatte allerhand närrische Worte vor sich hing gesprochen . . . aber, wie ihm scheinen wollte, war der närrische Nausch noch lange nicht zu Ende. Wie ihm zumute war, hätte er am liebsten zu dem Freund, der nah und verdrossen vor den Gewehrpyramiden der vierten Kompagnie auf und nieder schritt, mit lauter Stimme hinübergerufen: Da, sieh her, Franzel, welch ein Kerl ich bin! Während du mit lauwarmen Rat schlägen an mir und meinem Glück herumzudoktern versuchtest, bin ich wie ein Eroberer dazwischengefahren und hab' mir's mit festem Griff geholt. Und jetzt ist sie mein, die Einzige und Herrliche, um die sich's zu leben und sterben verlohnt! Ordentlich an sich halten mußte er, um nicht laut aufzulachen, wenn er an die gelungene Kriegslust dachte, mit der er den braven Hartung über seinen Verbleib am Abend getäuscht hatte. Während der ihn bei den Oberjägern und Patrouillenfürhern im Maldeiner Stadtwald wählte, hatte er die Leute nach kurzer Frist wieder heimgeschickt, war auf einem Umweg nach Duesendorf geritten . . . klopfte seiner leise schnaubenden Bestie den Hals, schlang den Zügel um einen jungen Erlensstamm und schlich mit klopfendem Herzen im Dunkeln vorwärts, bis durch das dichte Unterholz die Lichter aufblitzten, und vorsichtig weiter zu dem verschwiegenen Platz, an dem er schon einmal gestanden hatte . . .

Der Bataillonsadjutant kam mit verhängten Zügeln angepörrt. „Am Gottes willen, Sacrow, haben Sie denn nicht gesehen, wie ich immer winkte? Vorwärts, Erzellenz ist schon ungeduldig!“ Da richtete Henner sich lachend im Sattel auf und zog den Degen. „Werd' den hohen Herren schon vergnügt kriegen, Erzellenz!“ Und wie eine helle Fansare erklang das Kommando: „Die zweite Kompagnie an die Gewehre! Gewehr in die Hand!“

„Na denn Hals- und Beinbruch, Sacrow, und Weidmannsheil!“ sagte der Bataillonsadjutant und sprengte auf seinen Posten. „Weidmanns Dank! Und nun Jungens: Das Gewehr über! Bataillon marsch!“

Der Griff hatte geklappt. Wie ein einziger heller Schein flogen die Hände von den Gewehren, die linken Beine hoben sich in einer Linie, und taktmäßig in kurzen, dumpfen Klucken erdröhnte der Boden unter den im strammen Gleichschritt herniederjauchsenden, nägelbewehrten Füßen. Mit einer fast übermütigen Siegeszuversicht führte Henner seine Kompagnie dem Inspekteur entgegen, der aus scharfen Augen herüberblickte. Sein finstres Gesicht hatte sich schoß nach dem so wohl-gelungenen Auftreten der neuen Kompagnie ein wenig aufgehellt, Henner aber dachte mit einem verstoßenen Lächeln: Paß nur ordentlich auf, es kommt noch besser! Eine breite, lehmgelbe Wasserlache dehnte sich mitten im Wege, fast so lang wie die in Linie anmarschierende Kompagnie . . . seine Bestie schritt, ein wenig tänzelnd, hinein wie ein kokettes Frauen-

zimmer, Henner brauchte sich gar nicht umzuwenden, sah's an dem Gesicht des Inspektors, daß seine braven, grünen Jungen vor dem Wassertümpel nicht geäubert hatten . . . wie ein einziger Spiegel war's unter den gleichmäßig einfallenden Füßen in die Höhe gegangen.

Auf dreißig Schritte Entfernung senkte Henner grüßend den Degen, ein wohlwollendes Kopfnicken kam als Antwort zurück, die Schlacht war schon im ersten Anlauf gewonnen! Er wendete sich um. „Bataillon halt! Nicht' euch . . .!“

Als er an den rechten Flügel ritt, setzte der hohe Herr seinen Gaul ebenfalls in Bewegung. Kein lauter Zuruf war nötig; nur ein paar kurze Winke mit dem Degen, der Inspekteur hatte noch nicht den rechten Flügel erreicht, als das leise Rucken und Schieben aufhörte, wie zwei parallele Mauern standen die beiden Glieder. „Hm“, sagte er zu seinem Adjutanten, aber dieses Zeichen der Anerkennung klang schon um einige Schattierungen freundlicher als vorhin, wo ihm die Kompagnie unter präsentiertem Gewehr so günstig aufgefallen war.

Henner ritt wieder vor die Front, der Inspekteur, statt auf seinen alten Posten zurückzukehren, schloß sich ihm an, hielt neben ihm. „Wie lange führen Sie die Kompagnie schon in Stellvertretung Ihres erkrankten Hauptmanns, Herr von Sacrow?“

„Seit neun Wochen, Erzellenz!“

„Hm . . . na weiter . . .!“

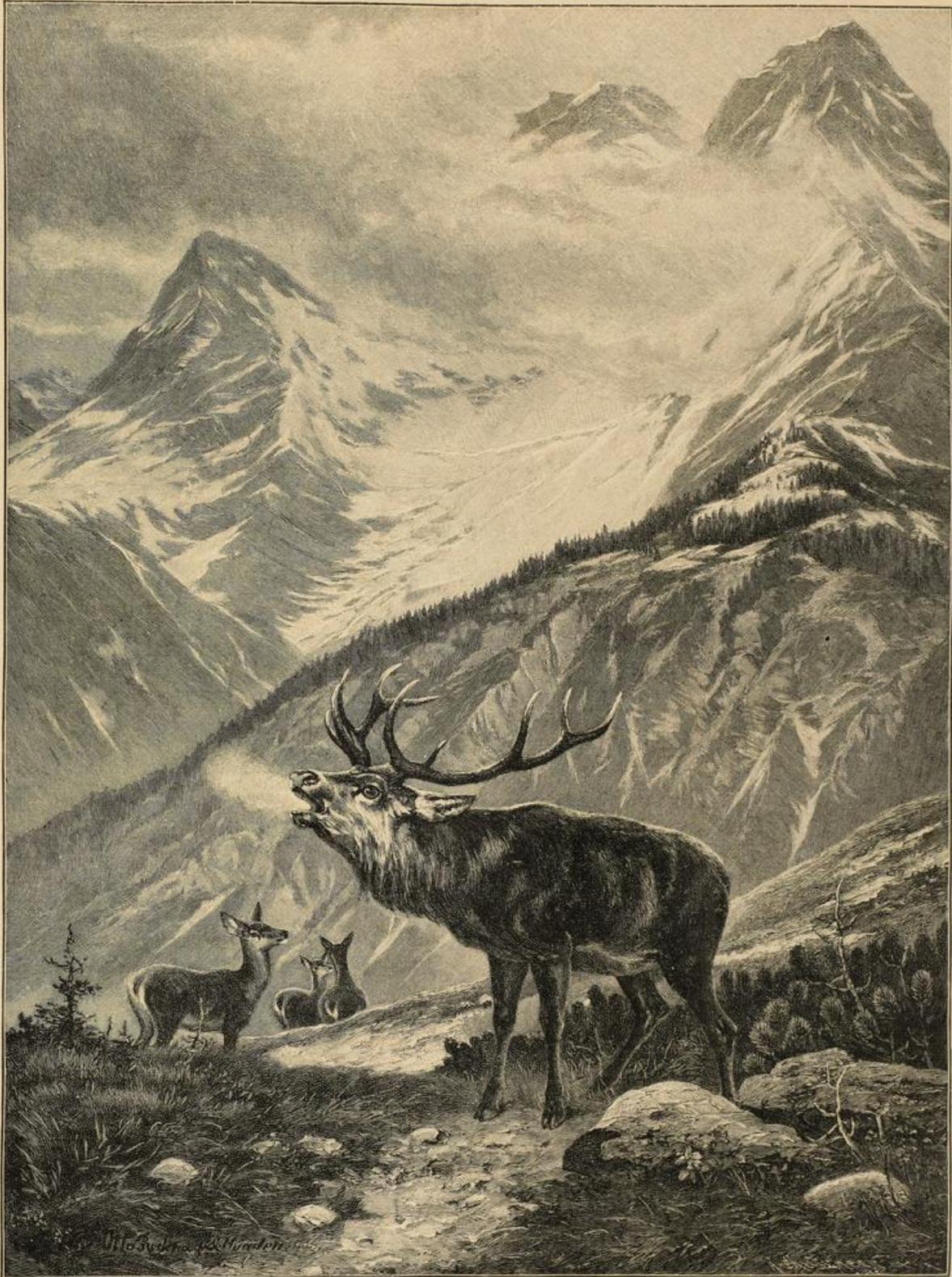
Die Griffe kamen, die achtzig Mann da drüben arbeiteten wie eine von einem einzigen Willen gelenkte Maschine, bei der sich auf einen leichten Hebelzug eine exakte Bewegung auslöste. Fast nach jedem einzelnen Griff ertönte ein „Hm“; als die Chargierung vorüber war, sogar ein lautes „Bravo“. Das Manöver war aber geradezu eine Musterleistung gewesen, wie an einem einzigen Draht gezogen, trat das zweite Glied in die Lücken des ersten, auf einen Schlag fielen die Gewehre.

Die Schwentungen begannen, der Inspekteur ritt des besseren Überblickes halber auf seinen alten Posten zurück und wandte sich mit einer Frage an den Bataillonskommandeur: wem nämlich die in der Vorstellung begriffene Kompagnie eigentlich ihre Ausbildung verdankte, dem krank zu Hause sitzenden Hauptmann oder dem stellvertretenden Führer. Der Kommandeur aber antwortete der Wahrheit gemäß: „Dem Oberleutnant von Sacrow, Erzellenz. Sein Kompagniechef war leider schon vor seiner eigentlichen Erkrankung . . .“

„Gott sei Dank, wollen wir lieber jagen, statt leider,“ unterbrach ihn die Erzellenz mit einem trockenen Aufschauen, „denn ich tagiere, ich wäre sonst wohl um den Genuß gekommen, eine Kompagnie sehen zu dürfen . . . na, wollen den Tag nicht vor dem Abend loben . . .!“

Waren die Griffe schon geradezu „blendend“ gewesen, so brachten die Evolutionen noch eine erhebliche Steigerung. Als wenn in der Truppe der Geist der Exaktheit und Strammheit seine leibhaftige Verkörperung gefunden hätte, spielten sich die einzelnen schwierigen Exerzizien ab, eine einzige vorwärts zum Erfolg drängende und doch besonnene Energie schien in all den Menschenleibern zu wohnen, die von Ehrgeiz und gespendetem Lob angefeuert, ihr Letztes hergaben; dröhnend erklang der ewige Gleichklang der Schritte, kein unklarer Ton dazwischen, und ganz mühelos, ohne jedes Stöcken vollzogen sich die Aufmärsche und Schwentungen. Als Henner zu guter Letzt mit einem prachtvollen Frontmarsch den Hügel nahm, auf dem der Inspekteur mit dem Bataillongewaltigen und den beiden Adjutanten hielt, flogen die Gewehre auf das Kommando „Chargieren“ mit einem Schlag nach vorn. Die Kompagnie stand wie eine Mauer. Die Gesichter krebsrot von der Anstrengung, mit Schmutz bespritzt bis an die Kofarden, aber kein Auge rührte sich im Kopf, keine Gewehrmündung rückte um Haaresbreite zur Seite, und die Richtung war wie mit der Schnur gezogen . . . da atmete Henner tief auf und sagte halblaut: „Jungens, ich danke euch!“ . . .

Der Inspekteur war an den rechten Flügel gepörrt, um einen prüfenden Blick auf die Richtung zu werfen; jetzt ritt



Der König der Berge.
Gemälde von Otto Rednager.

er langsam vor die Front zurück, den Kopf nach rückwärts gewendet, als wollte er die Truppe auf eine allerletzte Probe stellen . . . wohl eine Minute verging, aber sie stand regungslos und ohne Wanken. Da flog über sein bartloses Gesicht ordentlich ein Leuchten, er neigte sich im Sattel und grüßte mit Handheben die brave Kompagnie. Danach aber kam noch eine größere Auszeichnung: Se. Erzellenz übernahmen selbst das Kommando! „Das Gewehr — über . . . Gewehr — ab . . . rührt euch!“ . . . Und als die achtzig Mann mit einem Aufatmen den linken Fuß nach vorn setzten, wandte er sich mit einem Lächeln an den Führer: „Entschuldigen Sie, lieber Sacrow, aber ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, auch einmal die beste Kompagnie zu kommandieren, die ich in meiner langen militärischen Laufbahn gesehen habe! Mehr habe ich Ihnen jetzt nicht zu sagen, bitte mir nur die Ehre und das Vergnügen aus, Sie heute mittag zu Tisch führen zu dürfen!“ . . . Ein kräftiger Händedruck, „Auf Wiedersehen, lieber Sacrow, und Herr Oberstleutnant, darf ich bitten, die nächste . . .?!“

Hemmer von Sacrow ließ vom rechten Flügel in Sektionen abbrechen; als er außer Hörweite war, wandte er sich mit freudestrahlendem Gesicht im Sattel. „Jungens, habt ihr's

gehört? Die beste Kompagnie seid ihr, die Se. Erzellenz je gesehen haben! Na, wie ist uns nun zumute?“ Und er hob lachend die fünf Finger der Rechten in die Höhe, das altbekannte Zeichen nach einem siegreichen Mitt, nur diesmal in erheblich verstärkter Auflage. Durch die marschierenden Sektionen lief ein verständnisvolles Murren, ganz hinten aber erklang eine helle Stimme: „Unser Herr Oberstleutnant von Sacrow soll leben, hoch . . . hoch . . . und dreimal hoch!“ . . . Hemmer wollte abwinken. „Jäger Demuth, Sie sind wohl verrückt geworden?“ . . . aber es war schon zu spät, die Kompagnie fiel brausend ein. Und der hohe Herr nahm es nicht übel, im Gegenteil, als das letzte Hoch verklungen war, winkte er von seinem Hügel freundlich grüßend mit der Hand, vielleicht, weil es ihm schmeichelhaft erschien, daß eine also belobte Kompagnie doch irgendwie ihrer gerechten Freude Luft machen mußte . . . Hemmer von Sacrow senkte salutierend den Degen; zum Jäger Demuth aber, dem Dreifäße hohen Kerl und gelehrten Fleischer, dazu Spasmacher der ganzen Kompagnie, sagte er lachend: „Danken Sie Ihrem Schöpfer, Sie Farenmacher, daß Se. Erzellenz gewunken haben, sonst hätt's zum Schluß noch eine Extravorstellung gegeben, nämlich wie der Jäger Demuth auf drei Tage wegen Hurragebrüll im Glied ins Loch geflogen wäre . . .!“ (Fortsetzung folgt.)



Susanne Dessoir. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Susanne Dessoir, die Gattin des bekannten Dessoir, gehört seit Jahren schon



O. Hefer & Raab, Berlin, phot.

Susanne Dessoir.

und Begabung nach, die schelmischen, fein pointierten Sachen mehr liegen als tiefgründige Tragik, so wird sie sich doch, dank ihres natürlichen Feingefühls, im Vortrag nie vergreifen. Schon unter ihrem Mädchennamen Susanne Triepel hatte Frau Dessoir sich einen Freundeskreis erworben, aber ihre eigentliche Ausbildung wie ihre Erfolge begannen doch erst, als sie Mitte der neunziger Jahre aus ihrer Vaterstadt Glogau nach Berlin kam.

Bruno Paul. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Zum Direktor der königlichen Kunstgewerbeschule in Berlin ist der bekannte Künstler des „Simplizissimus“ und Innenarchitekt Bruno Paul Ende November ernannt worden. Der Künstler ist in Seiffenriedorf in der Lausitz geboren, gehört seit acht Jahren den vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk in München als Mitglied an und gilt in Fachkreisen für einen der begabtesten Vertreter der angewandten Kunst. So hat er im Entwerfen von Möbeln und Innendekorationen ganz Hervorragendes geleistet — die prächtige Ausstattung der Empfangsräume im neuen Münchner Hauptbahnhof z. B. ist sein Werk! — und es wurden ihm, fast gleichzeitig mit der Berufung nach Berlin, glänzende Anerbietungen gemacht die dem erst vierunddreißigjährigen Mann das ehrendste Zeugnis ausstellen.

nebenstehenden Bildnis.) Susanne Dessoir, die Gattin des bekannten Dessoir, gehört seit Jahren schon



Bruno Paul.

Giosuè Carducci. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Dem großen poeta laureato der Italiener, dessen 70. Geburtstag von vielen erst in diesem Sommer gefeiert wurde, während er in Wahrheit auf den 25. Juli 1905 fiel, ist eine schöne Ehrung zuteil geworden; die schwedische Akademie hat ihm für dieses Jahr den ganzen Nobelpreis zuerkannt. Giosuè Carducci ist von Geburt Toskaner, er studierte in Florenz und Pisa und ließ sich 1861 als Universitätsprofessor der Literatur in Bologna nieder, wo er heute noch lebt. Neben den kritischen Ausgaben italienischer Autoren veröffentlichte er frühzeitig schon eigene Verse, deren Kraft, Eigenart und Schönheit der Sprache bald Aufsehen erregten. Zu seinem „Odi barbare“, die in drei Sammlungen erschienen, hat Carducci mit glücklichem Erfolg vermischt, der modernen Poesie die antiken Metren zurückzuerobern — die italienische Sprache mit ihrer eigentümlichen Akzentuierung und der dem Lateinischen nahekommenen Kürze des Ausdrucks bot ihm dazu ein schmiegsames Instrument. Gleichwohl fanden diese Bestrebungen bei seinen schmeichelnden Wohlwänter gewöhnlichen Landsleuten zuerst wenig Anklang; Jubel und Begeisterung erregten dagegen seine warmen Gedichte, die in den Büchern *Juvenilia*, *Giambi ed epodi* und *Levia gravia* gesammelt, die politische

Auferhebung Italiens wie mit schmetternden Posannentönen begleiteten, die französische Revolution verherrlichten oder in prachtvoller Kraft der Sprache

starken Empfindungen der Liebe und des Häßes Ausdruck geben. Giosuè Carducci bezieht vom Staat ein jährliches Ehrengeld von 12 000 Lire, und die Königin Margherita, der er als der ersten Königin des geeinten Italiens eines von Paul Henje meisterhaft verdeutschte Ode



Copyright by A. Croce, Mailand.

Giosuè Carducci.

gewidmet hat, ist in rühmender Weise darauf bedacht, dem Lebensabend des betagten Sängers jede Sorge fernzuhalten. Sie hat ihm seine an seltenen Drucken reiche Bibliothek schon bei Lebzeiten zu einem hohen Preis abgekauft, ihm aber das Recht der Benutzung in seinen eigenen Räumen bis zu seinem Tod gestattet. Paul Heyse, Karl Mühlhölzer, Julius Schanz, Betty Jacobson, Valeria Matthes und Otto Haendler haben durch wohlgelungene Uebersetzungen des italienischen großen Dichters Werke in Deutschland bekanntgemacht.

Die Explosion bei Witten-Annen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Den schweren Unglücksfällen der letzten Zeit hat sich am 28. November eine neue, grausige Katastrophe gesellt: die Explosion der im weisfällischen Industriegebiet nahe den Städten Witten und Annen gelegenen Roburitfabrik Arden, die furchtbare Opfer an Gut und Blut gefordert hat. Zwei im Zeitraum von ungefähr einer Stunde, zwischen acht und neun Uhr abends, einander folgende Explosionen übten eine verheerende Wirkung in weitem Umkreis aus. Noch in Dortmund und Langendreer wurde Schaden angerichtet, am schwersten aber litten die nächste Umgebung und die Nachbarküde, in denen ganze Straßenzüge verwüstet sind. Mehrere Tausend Häuser wurden abgedeckt, die hohen

Vermisstenliste der „Gartenlaube“. Im Anschluß an die in Nr. 17 des laufenden Jahrganges veröffentlichte Vermisstenliste geben wir hier eine Fortsetzung in der Hoffnung auf guten Erfolg dieser Anrufe.

791) Der Webermeister Johannes Göttinger aus Meilen, Kanton Zürich, 1833 geboren, wanderte im Jahr 1865 nach Amerika aus. Er arbeitete in New York, Boston, Meriden, Conn. und Staffert Springs, von welcher letzterer Stadt im Jahr 1887 sein letzter Brief kam. Er wird von Tochter, Schwiegerohn und Enkelin gesucht.

792) Alfred Scholz, Kellner und Hausdiener, geboren 1874 zu Leutmannsdorf, Kreis Schweidnitz, wird von seiner Mutter gesucht. Er war im November 1896 von Schweidnitz aus über Potsdam nach Fürstenberg bei Neustrelitz gereist, um dazulbst eine Stellung anzutreten, verließ aber diesen Ort unangemeldet und ist seit dieser Zeit verlohren.

793) Eine andere sorgende Mutter sucht nach zwei Söhnen. Der eine, August Eugen Galen, 1862 in Riga geboren, ging 1888 nach Argentinien, wo er an der Universität in Buenos-Aires als Zeichenlehrer angestellt war und später zum Professor der Mathematik ernannt werden sollte. Wegen ausgebrochener Unruhen ging er 1890 nach Montevideo, wo er sich aber nicht dauernd aufhalten und von wo er über seine



Ansicht der zerstörten Fabrik.

Hülle & Gansler, Barmen, phot.

Von der Roburit-Explosion bei Witten-Annen.

Steinwände stürzten ein, Steine, Bretter und Eisenteile wurden weit durch die Luft getragen, und unbeschreiblich war die Verwirrung der vom Unglück überraschten Bevölkerung, die, herbeigelockt durch die erste Detonation und den Brand der Fabrik, von der Gewalt der zweiten, stärkeren Explosion zu Boden gerissen und größtenteils verwundet wurde. So viel man aus den täglich noch schwankenden Angaben ersehen kann, hat die furchtbare Katastrophe 40 Tote und etwa 250, teils schwer, teils leicht Verwundete gefordert und namenloses Elend im Gefolge gehabt. Was die Ursache dieser in ihrer Art einzig dastehenden Katastrophe gewesen ist, ob wirklich, wie man annimmt, Verbrecherhände tätig waren, oder ob in der Fabrik, der Vorschrift entgegen, noch andere, gefährliche Sprengstoffe gelagert haben, ist noch nicht aufgeklärt. An sich galt das Roburit, ein vor zwanzig Jahren von Dr. Karl Roth hergestellter Sprengstoff, bis jetzt als wenig explosivgefährlich, es sind sogar Roburitmassen ohne jede Explosionsverhütung verbrannt. Dank der heldenmütigen Arbeit der Feuerwehr, die mit Hilfe von Brechstangen usw. die in den Kellern der zerstörten Fabrik noch lagernden großen Roburitvorräte barg, konnte einer nochmaligen Katastrophe vorgebeugt werden. Der Jammer und die Not sind ohnehin groß genug, und die schwer betroffene Bevölkerung von Witten-Annen hofft auf die Hilfe des deutschen Volkes, dem der Kaiser mit einer Spende von 25000 Mark ein nachahmenswertes Beispiel gegeben hat.

weiteren Absichten berichten wollte. Seine letzte Nachricht aus Montevideo ist vom 20. April 1890 datiert. Der andere Sohn, Theodor Julius Galen, 1867 in Riga geboren, kam 1887 nach New York und war auf verschiedenen Farmen tätig. Aus einem kleinen Ort Rockledge schrieb er unterm 25. Dezember 1900, daß er nach Pennsylvania gehen wolle. Der Farmer, bei dem er zuletzt arbeitete, gab an, daß er nach York in Pennsylvania gegangen sei. Vielleicht kann einer oder der andere unserer Leser in Amerika uns eine Spur der beiden Gebrütern geben.

794) Paul Charles Dirk Wetterdyl, Konditorgehilfe, 1889 in Amsterdam geboren, verließ am 18. Juli 1904 seine Stelle in Brüssel und reiste nach Kanada, von wo er im Dezember des genannten Jahres Nachricht gab. Seitdem ist er verlohren. Seine verzweifelten Eltern bitten ihn inständig um ein Lebenszeichen.

795) Die Nachkommen der beiden Brüder Johann Christoph und Agidius Ehrenfried Hillardt, die in den Jahren 1735 und 1736 nach Ostindien auswanderten, werden von einer Verwandten aufgefunden. Der erstere wurde wegen treu geleisteter Dienste Befehlshaber auf dem Banditenland Da Schür am Kap der Guten Hoffnung, während über Agidius und eine Schicksale nichts bekannt ist.

796) Der Klempner Karl Thorup aus Natstow in Dänemark, 23 Jahre alt, ist am 6. Mai 1905 von Berlin verzogen, unbekannt wohin, und seitdem für seine Angehörigen verlohren.

797) Valentin Emil Deder, Kaufmann, 1860 in Selbach in Baden geboren, ging vor zehn Jahren nach Amerika, betrieb im Staat New York einen Hausierhandel, war vor zwei Jahren auch kurze Zeit bei Streiff & Co. in New York. Im Interesse seiner in bedrängten Verhältnissen befindlichen Familie wird Auskunft erbeten, wo Deder sich aufhält, bzw. ob und wo er gestorben ist.

798) Der Landwirt Johann Kundy von Anklam hat am 29. Juli 1897 seine Wohnung in Anklam verlassen und eine Fahrkarte dritter Klasse nach Berlin gelöst, ohne sich verabschiedet oder jemand Angaben über sein Vorhaben gemacht zu haben. Kundy, der damals 59 Jahre alt und nervenleidend war, ist seitdem gänzlich verschollen.

799) Der Steuermann Karl Friedrich Paul Gaede, 1880 in Salzwedel geboren, war beim Untergang des Dampfbaggers „Texas“ im Golf von Vizcaya am 24. Dezember 1904 gerettet worden und lag längere Zeit krank im Sailors Home in Cardiff in Wales. Nach seiner Genesung schrieb er aus Falmouth, England, unterm 29. Mai 1905; von dieser Zeit ab fehlt jedes Lebenszeichen von ihm. Seine Mutter sorgt sich um ihn und wünscht fehnlichst Nachricht über seinen Verbleib.

800) Die Schwester der in St. Louis verstorbenen Frau Auguste Paul, geb. Bruchhaus, aus Leppa möchte wissen, ob deren Hinterbliebenen noch am Leben sind. Frau Paul ist als 18-jähriges Mädchen im Jahr 1849 nach Amerika gegangen, hat dort nach einem Jahr den Gärtnereibesitzer Paul geheiratet und ist vor etwa 40 Jahren nach der Geburt des fünften Kindes gestorben.

801) Der Kontorist Emil Weiß aus Lody, 21 Jahre alt, hat seit zwei Jahren nichts mehr von sich hören lassen. Er war in Düsseldorf tätig gewesen und hat aus Havre zuletzt geschrieben.

802) Der Maschinist und Seemann Georg Friedrich Hermann Bischoff aus Königsberg i. Pr., 1875 geboren, wird von seiner Schwester gesucht. Er hielt sich vor zwei Jahren in Australien auf und hatte die Absicht, nach Klondyke zu gehen. Er spricht außer Deutsch auch Englisch, Französisch und Norwegisch.

803) Die vier Geschwister Kaspar, Andreas, Auguste und Annette Wegelin, die vor 22 Jahren in Wattenwyl ihre Jugendzeit verlebten und dann mit ihrer Mutter nach Amerika verzogen, werden von einer armen Witwe um ihre Adresse gebeten.

804) Der Diener Friedrich Karnewsky aus Krensdorf bei Gerdauen, 18 Jahre alt, zuletzt in Dybowen bei Nilsolassen in Stellung, wird vermisst. Er schrieb unterm 4. März d. J., daß er nach Dresden gehen wolle, ist aber dajelbst nicht gemeldet.

805) Ihren Sohn, den Kellner Arthur Zende aus Berlin, bitten seine alten Eltern um ein Lebens-

zeichen. Zende ist im Jahr 1884 im Alter von 22 Jahren nach Amerika ausgewandert und war in Brooklyn tätig, von wo er 1885 die letzte Nachricht sandte.

806) Der Maschinenbauer Karl Gustav Kurt Kowalik, 1879 in Berlin geboren, ging im Februar 1898 auf Wanderschaft, hielt sich in Amerika und England auf und schrieb im März 1901 aus Biloei, Nordamerika, daß er bei dem in England beheimateten Schiffseigentümer Levingstone angestellt sei, eine größere Fahrt mitmache und das Schiff demnächst über Holland zurückkehren werde. Seitdem fehlt jedes Lebenszeichen von ihm.

807) Seit 1885 ist der Glockengießer Ludwig August Kubon, geboren 1838 zu Berlin, der sich zuletzt bis 1885 in Oranienburg aufhielt, verschollen. Er wird von seiner Tochter gesucht.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger o. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher redacteur: Dr. Hermann Eichler; für den angezeigteil verantwortlich: Franz Woerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth; für den angezeigteil verantwortlich: J. Rajael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

808) Am 11. September 1906, abends 9 Uhr, verschwand aus Lüneburg der 16-jährige Instrumentenmacherlehrling Arthur Oskar Engler, aus Hamburg gebürtig. Der Gehuchte ist 1,60 Meter groß, hat schwarze Haare, dunkle Augen, etwas dicke Nase und große, abstehende Ohren.

Rembrandt van Ryn (1606–1669) Selbstbildnis.

(Zu der nebenstehenden Abbildung.) Dieses Porträt ging in der Auktion der Wiener ehemaligen Baron Königswarter'schen Gemäldesammlung, die vor kurzem in Berlin stattfand, für den Preis von 180 000 Mark an einen Wiener Sammler über — eine enorme Preisshöhe, die beweist, daß die Wertung Rembrandts auch im materiellen Sinn immer noch im Steigen begriffen ist. Rembrandt hat sich mehr als dreißigmal selbst porträtiert oder besser selbst als Modell benutzt: das vorliegende Bild gehört in jene Gruppe lebensgroßer Brustbilder, bei denen Rembrandt fast jede Rücksicht auf objektive Ähnlichkeit hinter dem Verlangen, ein malerisches Lichtproblem völlig durchzuführen, zurücktreten läßt. „Er hat die Leidenschaft, sich vor einen Spiegel zu setzen und sich zu malen . . . ganz allein, in kleinem Rahmen, Aug in Auge, ganz für sich selbst und allein für den Preis eines huschenden Lichtes, einer besonderen Beleuchtung, die auf den Flächen seines starken Gesichtes spielt“ (Fromentin). Dazu liebte er es, in den Porträten dieser früheren Zeit (Wode setzt dieses Bild in das Jahr 1634) seinem ausdrucksstarken, aber wenig schönen Kopf den Rahmen phantastischer oder doch reichen Puges zu schenken. Auch hier hebt sich das blaße, hell beleuchtete Gesicht, dem die Gespanntheit der Flügel einen Ausdruck inneren qualenden Suchens gibt, aus prunkvollem Pelzmantel, zierlichem Linnengefäßel und über den Schimmerlinien goldener Halsketten empor. Und fast starr sieht das buntergerandete Samtbaret über der tiefgefurchten Stirn — in festem Gegenpaß zu ihr und zu den schwermütigen Augen, die weit über die beengende Gegenwart hinüber fernsten Zielen entgegenzublicken scheinen.

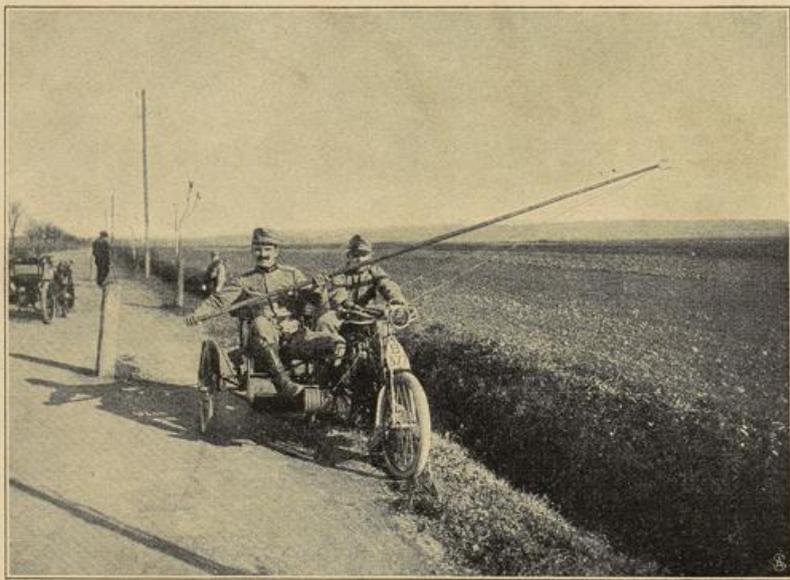


Rembrandt. Selbstbildnis.

Aus der früheren Sammlung Baron v. Königswarter, Wien.

Eine neue Verwendung des Motorrades.

(Zu der nebenstehenden Abbildung.) In größerem Umfang noch als bei uns hat der Automobilsimus in der österreichischen Armee Eingang gefunden. Man beschäftigt sich dort aufs intensivste mit diesen Versuchen; Lastzüge, Panzerwagen, Personenautomobile und Motorräder werden ständigen Proben unterworfen, und einzelne dieser Beförderungsmittel haben sich so bewährt, daß sie trotz der verhältnismäßig kurzen Gebrauchszeit schon zu unentbehrlichen Hilfsmitteln unterm 4. März d. J., daß er nach Dresden gehen wolle, ist aber dajelbst nicht gemeldet.



Eine neue Verwendung des Motorrades.

Beiwagen angebracht, in dem eine Begleitperson Platz findet. Diese Begleitperson handhabt — während der eigentliche Führer des Motorrades nur zu lenken hat — eine lange Stange, durch deren an der Spitze angebrachte Gabel eine vorn am Begleitwagen befestigte Spule den Telegraphendraht laufen läßt. Die den Apparat bedienenden Soldaten haben schon eine außerordentliche Schulung; es ist erstaunlich zu sehen, wie sie während der blitzähnlichen Fahrt den Draht in den Baumkronen oder, wo keine Bäume sind, im Chausseegraben unterbringen! Eine Leitung von zehn Kilometern Länge wird von ihnen in zehn Minuten gelegt! Welche großen Vorteile diese rasche Herjstellung einer telephonischen Verbindung mit den äußersten Vorposten im Ernstfall bietet, liegt auf der Hand.



Die Verkündigung der Hirten.
Gemälde von A. Kampf.

